Mit Gott

Herausgegeben von
Johannes Broxtermann *und*
Klaus Majoress

durch das Jahr

Mit Gott durchs Jahr

101 Beiträge zum (Kirchen-)Jahr

Herausgegeben von Johannes Broxtermann und Klaus Majoress
Lüdenscheid 2012

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Zeit	8
Kirchenjahr	10
Adventszeit	13
Nikolaus	14
Johannes der Täufer	17
1. Advent	20
2. Advent	22
3. Advent	23
4. Advent	25
Maria – von Anfang an Wohnung für Gott	28
Heiliger Abend	30
Weihnachten 1	33
Weihnachten 2	35
Weihnachten in Äthiopien	37
Fest der Heiligen Familie	40
Silvester	43
Neujahr	45
Epiphanias, oder: Verrückt!	47
Epiphanias in Äthiopien	49
Sternsinger	52
Taufe Jesu – und unsere Taufe	55
Allianzgebet für unsere Stadt:	58
Gemeinsame Wege	63
Eigene Wege – Gemeinsame Wege	64
Ökumene – Einheit in versöhnter Verschiedenheit	68
Eucharistische Anbetung	71
Anbetung – die Knie beugen	72
Mit Gottes Segen leben	75
Darstellung des Herrn (Mariä Lichtmess)	75
Interreligiöser Dialog - Vielfältige Schönheit	80
Krankentag	83
Karneval – oder: Über den Wert des Lachens	85
Aschermittwoch	87

Fasten 89
Sieben Wochen ohne – Fastenaktion 91
Österliche Bußzeit 94
In Seinen Spuren: Bußgang der Christen 96
Weltgebetstag der Frauen 98
Gemeindetage unter dem Wort 101
Brot für die Welt 103
Der Kreuzweg 105
Palmsonntag 108
Karwoche 110
Gründonnerstag 112
Die Fußwaschung 115
Karfreitag 117
Karsamstag – Gottes Handeln am Sabbat 120
Osternacht 122
Ostern 1 124
Ostern 2 126
Emmaus(gang) 128
Konfirmation – Das große und das kleine Ja 130
Erstkommunion 132
1. Mai: Joseph der Arbeiter 134
Maria im Mai 136
Muttertag 139
Europatag 141
Himmelfahrt 144
Pfingsten 1 146
Pfingsten 2 148
Pfingsten 3 151
Komm, Heiliger Geist! 154
Firmung 156
Dreifaltigkeit / Trinitatis 158
Dreifaltigkeit 2 160
Sonntag 1 162
Sonntag 2 164
lsraelsonntag 167
Medardus – unser Stadtpatron 169
Fronleichnam 1 171

Fronleichnam 2 173
Ferien 176
Christsein im Alltag 178
Erster Schultag 180
Losungen 183
Laudes 185
Vesper 187
Komplet 189
Kantate – Singesonntag 191
Kantate 193
Geburtstag 196
Namenstag 198
Kreuzerhöhung 200
Was einem Gelähmten geschieht 201
Schöpfungsfest / St. Franziskus 204
Erhebet die Herzen! 207
Erntedankfest 210
Taizé-Gebet 213
Der Rosenkranz 215
Weltmission 219
Reformationsfest 221
Allerheiligen 224
Allerseelen 227
St. Martin 229
Buß- und Bettag 231
Volkstrauertag 235
Totensonntag 237
Gottesdienst für Unbedachte 239
Ewigkeitssonntag 241
Grabt Brunnen, bevor der Durst kommt… 243
Christkönigsfest 246

Mitarbeiter 250
Fotonachweis 251

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

gemeinsam leben wir in Lüdenscheid: katholische, evangelische, freikirchliche Christinnen und Christen. Jeder hat seine eigene Gottesdienststätte, seine Rituale, seine Traditionen, in denen er versucht, den Glauben an den dreieinigen Gott zu leben. Aber es gibt auch etwas tief Verbindendes. Jesus hat im Johannesevangelium (Kapitel 17, 21) im hohepriesterlichen Gebet einmal gebetet: „Dass sie alle eins seien, … damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast.“ Das ist eine große Verheißung und eine Verpflichtung zugleich. Das Ziel der Jüngerschaft Jesu in aller Unterschiedlichkeit und Vielfalt ist die Einheit in Jesus Christus. Und an ihr hängt die Frage der Überzeugungskraft des Glaubens, „damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast.“ Deshalb haben wir als Christinnen und Christen auch immer miteinander zu tun, ob wir wollen oder nicht: die Glaubwürdigkeit unseres christlichen Glaubens hängt weitgehend damit zusammen, dass wir für die Einheit des Glaubens in der ganzen Unterschiedlichkeit einstehen.

Wir sind in Lüdenscheid auf einem guten Weg. ‚Gemeinsame Wege‘, gegenseitige Besuche, ökumenische Gottesdienste, Offenheit und Freiheit im Umgang miteinander - vieles ist einfach normal im Miteinander der christlichen Kirchen und Gemeinschaften vor Ort. Aus dieser Normalität heraus ist die Idee erwachsen, ein Buch herauszugeben, das uns durch das Kirchenjahr führt, gefüllt mit Beiträgen von evangelischen, katholischen und freikirchlichen Mitgliedern. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Beim Lesen werden Sie merken: Es geht in der Folge der vielen verschiedenen Anlässe im Laufe des Kirchenjahres immer um das eine: Wie erleben, erfahren, erspüren wir die Nähe Gottes? Und

dabei können Sie entdecken, wie die verschiedenen Traditionen und Gewohnheiten, die unterschiedlichen Blickrichtungen und die persönlichen Erfahrungen die Gegenwart Gottes lebendig werden lassen.

Der Altbischof und ehemalige Vorsitzende des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich, Herwig Sturm, hat vor einigen Tagen gesagt: „Ökumene muss gelebt werden, Aktenberge von Gesprächsrunden haben wir schon genug“.

Unser gemeinsames Buch ist Ausdruck von gelebter Ökumene und ein wichtiges Signal auf dem Weg in die Zukunft, die unter der Verheißung Jesu steht: „Dass sie alle eins seien.“

Ganz herzlich danken wir Günther Weiß für die umfangreiche Layoutarbeit und Markus Deitmerg für die Gestaltung des Umschlags.

Ihre

Johannes Broxtermann | Klaus Majoress

(Kreisdechant) | (Superintendent)

Zeit

Aus dem Buch "Momo" von Michael Ende

Beppo liebte diese Stunden vor Tagesanbruch, wenn die Stadt noch schlief. Und er tat seine Arbeit gern und gründlich. Er wusste, es war eine sehr notwendige Arbeit. Wenn er so die Straßen kehrte, tat er es langsam, aber stetig: Bei jedem Schritt einen Atemzug und bei jedem Atemzug einen Besenstrich. Dazwischen blieb er manchmal ein Weilchen stehen und blickte nachdenklich vor sich hin. Und dann ging es wieder weiter: Schritt - Atemzug - Besenstrich.

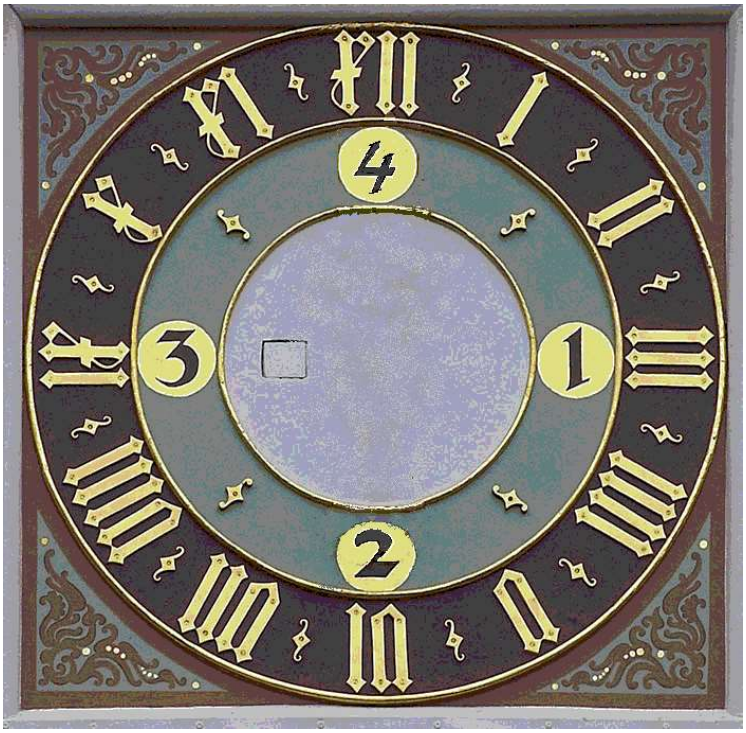
Während er sich so dahin bewegte, vor sich die schmutzige Straße und hinter sich die saubere, kamen ihm oft große Gedanken. Aber es waren Gedanken ohne Worte, Gedanken, die sich so schwer mitteilen ließen wie ein bestimmter Duft, an den man sich nur gerade eben noch erinnert, oder wie eine Farbe, von der man geträumt hat. Nach der Arbeit, wenn er bei Momo saß, erklärte er ihr seine großen Gedanken. Und da sie auf ihre besondere Art zuhörte, löste sich seine Zunge, und er fand die richtigen Worte.

„Siehst du, Momo", sagte er dann zum Beispiel, „es ist so: Manchmal hat man eine sehr lange Straße vor sich. Man denkt, die ist so schrecklich lang; das kann man niemals schaffen, denkt man."

Er blickte eine Weile schweigend vor sich hin, dann fuhr er fort: „Und dann fängt man an, sich zu beeilen. Und man beeilt sich immer mehr. Jedes Mal, wenn man aufblickt, sieht man, dass es gar nicht weniger wird, was noch vor einem liegt. Und man strengt sich noch mehr an, man kriegt es mit der Angst, und zum Schluss ist man ganz außer Puste und kann nicht mehr. Und die Straße liegt immer noch vor einem. So darf man es nicht machen."

Er dachte einige Zeit nach. Dann sprach er weiter: „Man darf nie an die ganze Straße auf einmal denken, verstehst du? Man muss nur an den nächsten Schritt denken, an den nächsten Atemzug, an

den nächsten Besenstrich. Und immer wieder nur an den nächsten." Wieder hielt er inne und überlegte, ehe er hinzufügte:
„Dann macht es Freude; das ist wichtig, dann macht man seine Sache gut. Und so soll es sein."
Und abermals nach einer langen Pause fuhr er fort: „Auf einmal merkt man, dass man Schritt für Schritt die ganze Straße gemacht hat. Man hat gar nicht gemerkt wie, und man ist nicht außer Puste.“ Er nickte vor sich hin und sagte abschließend:
„Das ist wichtig."



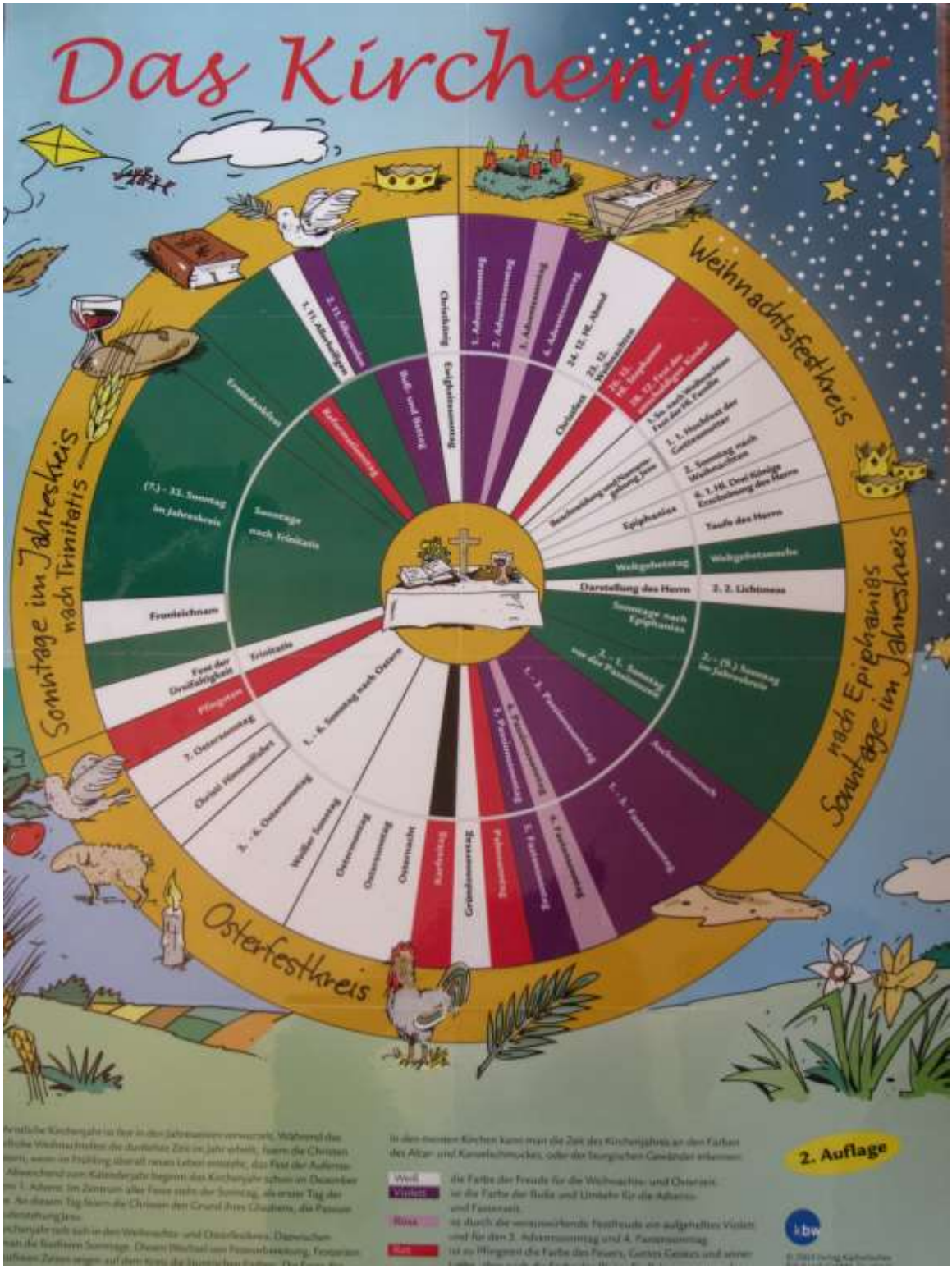
Diese Geschichte begleitet mich seit meiner Jugend, und immer wieder nehme ich sie mir zur Hand. Immer dann, wenn ich das Gefühl habe: Alles wird mir zu viel. Die Aufgabe, die vor mir liegt, kann ich nicht schaffen. Die vielen Termine rauben mir den Atem. Immer dann nehme ich mir die Geschichte von Momo und ihrem Freund Beppo zur Hand und lese diesen Abschnitt. Ich merke dann, wie ich ruhiger werde. Wie ich anfange nachzudenken. Wie der Druck weniger wird. Ich setze mir kleine Ziele, ordne mir meinen Kalender, sehe Dinge gelassener. Der große dunkle Berg vor mir, der mich mutlos und resignativ gemacht hat, verschwindet dann langsam, und ich kann nach vorne blicken. Oft brauchen wir einfach mal Zeit, durchzuatmen und zu sortieren. Manchmal ist es wichtig, nicht so weit in die Zukunft zu schauen, um neuen Mut zu fassen bei den Aufgaben und Proble-

men, die noch vor einem liegen und wo man noch nicht weiß, wie man alles schaffen soll. Man muss nur an den nächsten Schritt denken, an den nächsten Atemzug, an den nächsten Besenstrich.
Jesus sagt: Macht euch also keine Sorgen um den kommenden Tag- der wird schon für sich selber sorgen. Es reicht, dass jeder Tag seine eigenen Schwierigkeiten hat. (Mt 6, 34f)

Kirchenjahr

Ein Kreis ist eine runde Sache. Er hat keinen Anfang und kein Ende. Im Prinzip gilt das auch für den Jahreskreis des Kirchenjahres. Wo das alte Kirchenjahr aufhört, fängt das neue organisch wieder an. Weil aber die Bücher, die im Laufe eines Jahres verwendet werden, nun mal einen Anfang und ein Ende haben müssen, hat man sich darauf geeinigt, das Kirchenjahr mit dem ersten Advent beginnen zu lassen.

So beginnt man mit der Erwartung des Kommens Jesu Christi den Advent und setzt mit seiner Geburt an Weihnachten fort. Es folgt die Zeit seiner Kindheit nach Weihnachten, bevor dann ein großer Teil des Jahres seinem Wirken und Lehren gewidmet ist. Zentrum des Kirchenjahres ist das Osterfest, worauf man sich 40 Tage vorbereitet. Wieder 40 Tage später endet mit der Himmelfahrt Jesu der Blick auf die Geheimnisse des irdischen Lebens Jesu, bevor dann zu Pfingsten mit der Sendung des Geistes die Zeit der Kirche beginnt. Die geht bis zum Ende der Welt – oder, anders ausgedrückt, bis zum Ende des Kirchenjahres im November. Am Ende der Zeiten erwarten wir Christus, der als Richter wiederkommt. Mit dieser Erwartung sind wir dann wieder im Advent angekommen. So ist das Kirchenjahr nichts anderes als eine ständige Meditation über die Geheimnisse Jesu Christi. Im Laufe eines Jahres betrachtet man alle Aspekte seiner Sendung.



Verwoben in den Jahreskreis des Kirchenjahres ist der Kreis der Heiligenfeste. In der Unterschiedlichkeit der Heiligen spiegelt sich ein zweites Mal die ganze Heilsgeschichte. Wir können den Advent

erleben, wenn wir den Vorläufer Johannes den Täufer oder die Gottesmutter Maria feiern. Wir haben eine Reihe von Heiligen, die die Menschwerdung Gottes in den Mittelpunkt stellen. Wir haben die Heiligen, die wie Jesus gelehrt, geheilt oder intensiv gebetet haben. Und schließlich haben wir die Heiligen, die wie er gewaltsam getötet wurden und so Zeugnis abgelegt haben. So können wir auch über das Zeugnis dieser Menschen zu Christus finden.

Aber ist das nicht alles schrecklich langweilig? Immer das Gleiche? So fragen nicht nur junge, sondern immer häufiger auch ältere Menschen. So fragen kann aber nur, wer das Ganze mit dem Blick von außen betrachtet. Sobald man sich darauf einlässt, das Kirchenjahr von innen her anzunehmen und zu erleben, wird man schnell feststellen, dass es keineswegs immer die gleiche Routine ist. Ein junges Paar, das sein erstes Kind erwartet, wird den Advent ganz anders erleben als ein alter Mensch, der kurz davor steht, seinem Erlöser endgültig zu begegnen. Ein Arzt wird eine Heilungsgeschichte anders hören, sobald er selber schwer erkrankt ist. Es kommt im Kirchenjahr ganz entscheidend darauf an, sein eigenes Leben mit dem Geheimnis Jesu Christi in Berührung zu bringen. Und da sich das Leben nun mal ständig wandelt, werde ich die Botschaft der Menschwerdung, des Leidens, Sterbens und Auferstehens des Gottessohnes immer neu hören. Das einzige, was ständig gleich bleibt, ist Gottes Liebe zu uns. Aber dieses immer Gleiche ist ebenso wenig langweilig, wie es etwa die Liebe von Eheleuten nach 50 oder mehr Jahren ist. Jene Liebe gilt es immer neu zu erfahren, Jahr für Jahr.

Adventszeit

Die erste Kerze brennt. Eine neue Zeit beginnt. Wir lassen das Alte hinter uns und richten unseren Blick auf das Neue, das kommt. Mag uns auch das Dunkel der Jahreszeit noch umgeben, so soll uns die Botschaft von dem Neuen, das Gott schenkt, nach vorne blicken lassen und das Licht der Hoffnung entzünden. Der Prophet Sacharja lenkt unseren Blick darauf (Sacharja 8,13): „Gott spricht: Ich will euch erlösen, dass ihr ein Segen sein sollt. Fürchtet euch nur nicht und stärkt eure Hände."

Das Alte ist vergangen, ein neuer Anfang ist gemacht. Jerusalem, die Stadt der Träume soll wieder eine große Zukunft haben. Die Verbannten und Zerstreuten werden in ihre Mauern zurückkehren. Gott will sich dem Rest seines geschundenen und geschlagenen Volkes von einer anderen Seite zeigen. Aus Trauertagen sollen Freudenfeste werden, Klage soll sich in Jubel wandeln.

Es ist ein wunderbares Wort der Verheißung. Wie viel mehr sehen wir dies in dem, was in Jesus geschehen ist. Gott überlässt die Welt nicht sich selbst. In der Krippe, jenseits von Reichtum und Glanz erblickt Jesus das Licht der Welt. Auf einem Esel wird er als König umjubelt; mit Fischern, denen das Leben wenig zu bieten hat, gründet er seine Kirche. Für die ersten Christen war deutlich: Das und nichts anderes ist der Weg, den Gott geht, um Neues zu schaffen. Frieden wird allein dort, wo es nicht um Macht, Reichtum und Ehre geht, sondern dort, wo es eine Solidarität mit den Menschen gibt, die als arm bezeichnet werden, wo Segen erfahrbar wird.

Das ist der neue Anfang, den er uns schenkt: Erlösung und Segen wachsen dort, wo das Recht des Stärkeren außer Kraft gesetzt ist und die Macht der Liebe Einzug hält; wo wir uns nicht gefangen nehmen lassen von dem, was uns bedrückt, sondern zu Lichtträ-

gern Gottes werden; wo wir nicht das Ende, sondern den Anfang sehen.

Ob das noch möglich ist in der Art, wie wir Advent feiern und uns auf Weihnachten vorbereiten? Sacharja ermutigt uns: „Fürchtet euch nicht und stärkt eure Hände.“ Was hindert uns daran, anderen Menschen zum Segen zu werden?

Nikolaus

St. Nikolaus: gemischte Gefühle! Der Nikolaus - allein die Nennung seines Namens zaubert bei vielen Menschen ein Lächeln auf das Gesicht: Erinnerung an kindliche Geborgenheit, ein warmes Gefühl von damals her, ein bisschen Berührung von Himmel und Erde. Der Nikolaus hat viele von uns geprägt, gehört immer noch

zum elementaren Standard unserer Kultur. Dabei musste er eine Menge überstehen: als Kinderschreck und pädagogischer Zeigefinger missbraucht, als kitschig daherkommende Figur mit Rentier, Engelchen und Schlitten, als herbstliche Lieblingsfigur der Süßigkeitenregale in den Kaufhäusern.
Was überlebt denn da eigentlich nach 1500 Jahren Tradition aus vielen Legenden und gepflegtem Brauchtum? Warum ist und bleibt das Nikolausspiel feste Gewohnheit z.B. in christlichen Kindertageseinrichtungen?
Verlässliches Vorbild. Es ist die Erinnerung an einen Heiligen, dessen Leben andern auch heute noch zum Vorbild dienen kann: Solidarität, Zuwendung zu den Kleinen und Schwachen und Einsatz für deren Rechte. Hochaktuell in einer Zeit, in der Kinderrechte viel zu oft verletzt werden! Da scheint Jesus durch: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“. Im Leben des Heiligen standen besonders auch Kinder in der Mitte seiner christlichen Fürsorge. Als Bischof lebte er, von Gott in den Dienst

genommen, Liebe zum Nächsten und überwand durch Barmherzigkeit und Fürbitte innere und äußere Mauern.

Christliche Rituale sind für Kinder Schlüssel, um im tiefen Erleben religiöse Wahrheiten aufnehmen zu können. In unserer Kindertageseinrichtung wird das Nikolausritual als Rollenspiel verstanden. Es soll Kindern und Erwachsenen Freude bereiten. Nichts soll Kinder ängstigen. Der Nikolausspieler – unser Pastor - stellt im Gespräch mit den Kindern und mit einer Legende den hl. Bischof Nikolaus in seiner Vorbildfunktion dar. Die Kinder haben sich in ihren Gruppen mit Gedichten, Liedern und kleinen Überraschungen auf den Besuch vorbereitet. Da kommt richtig Vorfreude auf, und sie sind voll froher Erwartung. Und wenn er dann in eine adventlich gestaltete, warme Atmosphäre kommt, dann sind sie bereit, berührt und ganz da.
Nikolausfeier bei uns: Nach einem Begrüßungslied erklärt der „Nikolaus“, warum er eine Mitra trägt. Dann findet er ein Kind, das gern seinen Bischofsstab hält. Damit macht der „Nikolaus“ schon deutlich, dass Gott sein „Dienst-Herr“ war. Er fährt dann etwa so fort: „Vor vielen hundert Jahren lebte der hl. Bischof Nikolaus in Myra, einer Stadt in der heutigen Türkei. Weil er uns allen, ganz besonders aber den Kindern ein großer Freund geworden ist, spielen die Menschen in vielen Ländern am Nikolaustag ein schönes Nikolausspiel- so wie heute bei uns.“ Es folgt eine Legende, im Dialog mit den Kindern anhand von Dia-Bildern erarbeitet. Die Legenden wechseln; mal wird vom Kornwunder in Myra erzählt, dann von den Mädchen, die mit Hilfe der Goldkugeln freigekauft wurden oder auch die Geschichte vom Nikolausstiefel, in der ein Junge barmherzig handelt.

Nikolausspieler, unser Team und die Kinder machen gemeinsame Sache. Die Erzieherinnen sorgen dafür, dass Zeichen sichtbar sind, z.B. goldene Kugeln zur Legende von den drei armen Mädchen oder ein Stutenkerl zur Hungersnotlegende. Zeichen sagen mehr als viele Worte. Nach der Erzählung folgen kleine Beiträge der Kinder, jedes ist irgendwie beteiligt an der gemeinsamen Feier. Der „Nikolaus“ freut sich und stellt das Mitmachen und Können

der Kinder heraus. Nicht der Hinweis auf Fehler oder Verfehlungen macht Kinder groß, sondern Lob und Anerkennung ermutigen zur Anstrengung - auch dafür, gut sein zu wollen und zu können wie Bischof Nikolaus. Am Ende der Feier bekommen die Kinder vom Nikolaus ein kleines Geschenk. Er nennt sie alle beim Namen, sagt ihnen Gutes und verabschiedet sich mit freundlichen Wünschen zuverlässig bis zum nächsten Jahr.

Nikolaus nur für Christen? „Nikolaus ist Türke“ – voller Stolz verkündet das Memet beim Nikolausspiel. Mit mehreren muslimischen Kindern besucht er unsere Kita. Sie alle sind willkommene Gäste beim christlichen Ritual. Unsere Nikolausfeier integriert alle Kinder, es ist Gemeinsames der Religionen - Solidarität und Barmherzigkeit - im Spiel. Hier geschieht ein Lernprozess gegenseitiger religiöser Verständigung. Darauf ist die nachwachsende Generation, die in einer bunten Gesellschaft lebt, angewiesen, voneinander zu wissen und sich auszutauschen. Und es kann auch sein, dass der Nikolaus einem muslimischen Kind die Hand auflegt: Gott beschütze dich. Interreligiös ist das gegenseitige Segnen von großer Bedeutung. Wir haben den gemeinsamen Glauben an den einen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde.
Würde auch St. Nikolaus das so sehen? Ja, ich bin mir sicher, all das ist im Sinne des hl. Bischofs Nikolaus: Mauern überwinden durch Solidarität, Wertschätzung jedes Menschen und Einsatz für ein friedliches Miteinander.

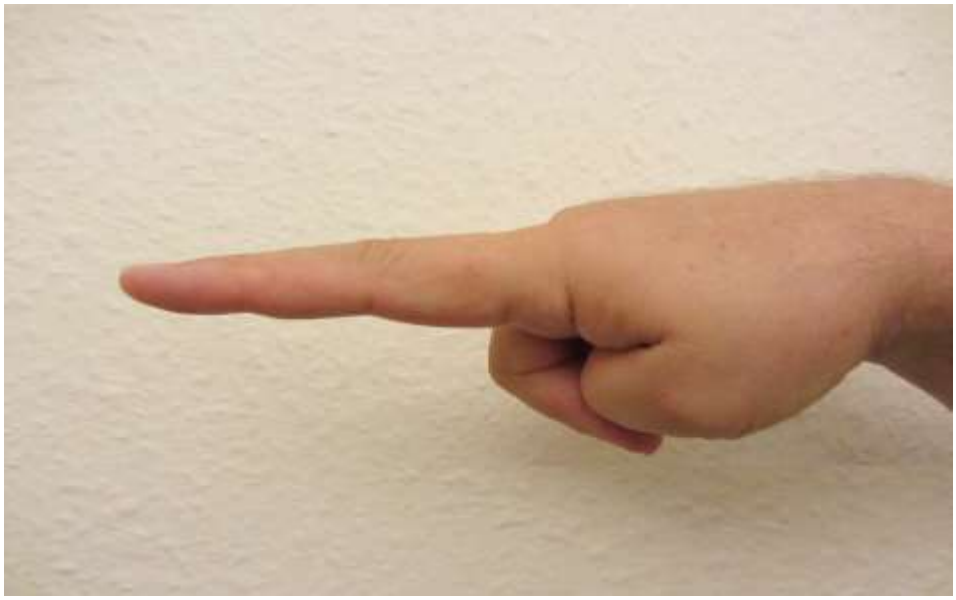
Johannes der Täufer

Johannes, mein ungemütlicher Namenspatron. Richtig vertraut ist er mir nie geworden. Er steht mir fremd gegenüber, er „befremdet mich“. Ein Hitzkopf für Gott, ein Oberasket, an dessen Glut sich heutige, religiös gemäßigte Seelen leicht die Finger verbrennen. Ich suche Brücken zu dem Mann in der Wüste, mit seinem Kamel-

haarkostüm, der Heuschreckenkost und den drastischen Worten. „Wer bist du?“, so fragten ihn die Leute damals, und diese Frage stelle ich mir auch, immer noch. Johannes tut mir fast leid in diesem Frage- und Antwort- Spiel. Seine Antwort auf die gestellten Fragen (Bist du der Messias…oder Elija… oder der Prophet?) ist immer: Nein. Bin ich nicht. Man könnte die Titel und Namen und Zuschreibungen noch hundertfach variieren – immer würde er verneinend reagieren: Ich bin das nicht! Johannes passt in keine Schublade. Er entspricht nicht den Erwartungen. Das ist sehr anstrengend. Schon damals ist er der Fremde. Er selber erwartet anderes - einen Anderen. Dieser Andere - Jesus - erst wird bekennen: Ich bin es! Darin ist er wie ein Echo des Vaters im brennenden Dornbusch: Ich bin da – für euch. Im Munde Jesu: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ich bin das Licht der Welt. Johannes dagegen nimmt sich selber ganz zurück. Er ist nicht das Licht, er sieht sich im Schatten, aber er weist hin auf das Licht, scheint dabei aber nicht ohne Anfechtung und Zweifel zu bleiben. Aus dem Gefängnis heraus lässt er Jesus später fragen: „Bist du der, der kommen soll, oder müssen wir auf einen anderen warten?“ Was hat sich wohl abgespielt hinter diesen Andeutungen? Fürchtet der Täufer, er könnte mit seinem großen Zeigefinger auf den Falschen gezeigt haben? Johannes wirkt in seinem Leben und Leiden und sinnlosen Sterben wie eine tragische Gestalt.

Wer bist du? Eine Lesart hat sich durchgesetzt: Johannes ist der Vorläufer, in aller „Vorläufigkeit“. Der Vorbereiter. Der erste Zeuge. Eine Stimme in der Wüste. Wie muss eine Stimme sein, dass sie uns erreicht? Ich mag nicht die lauten Stimmen der Marktschreier und der Propaganda und ebenso wenig die Stimmen, die nur Sprechblasen absondern oder Langeweile. Die Stimme in der Wüste rührt etwas an, was schon in uns ist, aber noch gereinigt und geklärt werden muss. Sie trifft ins Herz. Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt, sagt sie. Der Messias ist schon da – jetzt! Gott ist schon da, jetzt, „mitten unter euch“. Aber verborgen! Bald werden eure Augen offen sein für ihn. Johannes weckt

auf, macht neugierig, lenkt die Blicke. Er schafft Aufmerksamkeit für ihn. „Der größte Feind des Glaubens ist nicht der Unglaube, sondern die Unaufmerksamkeit“, schrieb der Münsteraner Philosoph Josef Pieper. Wie viele Johannesse sind da heute nötig, um in allen Ablenkungen, Zerstreuungen und Verdrängungen die Aufmerksamkeit auf den zu lenken, der still und leise und unerkannt in der Mitte und an den Rändern schon da ist!



Dies geschah in Bethanien, heißt es im biblischen Text. Gott wird an ganz konkreten Orten spürbar. Ob Bethanien, New York, Rom, Berlin oder unser heimisches Lüdenscheid: die Menschen brauchen Orte des Glaubens, in denen die Aufmerksamkeit für „den Einen mitten unter uns“ geweckt und geschärft wird. Und sie brauchen den Wecker, die Stimme in den heutigen Wüsten. Sie brauchen den großen Zeigefinger.

1. Advent

„Macht hoch die Tür, die Tor macht weit,
es kommt der Herr der Herrlichkeit,
ein König aller Königreich,
ein Heiland aller Welt zugleich!“

Dieses Lied ist für mich nicht nur die Nummer 1 im evangelischen Gesangbuch, es ist der Auftakt zur Adventszeit und zum neuen Kirchenjahr. Hintergrund ist der Psalm des Sonntags, Ps. 24: „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehren einziehe!“ Als Gemeinde fühlen wir uns angesprochen, dem Herrn der Welt nicht nur die Kirchentüren zu öffnen. Ich freue mich darüber, dass die „offene Kirche“ an Samstagen in der Erlöserkirche viele Menschen hineinführt. Der ostpreußische Pfarrer und Liederdichter Georg Weißel (1590-1635) vermittelt mir die Ankunft eines Königs, der „Heil und Leben mit sich bringt“. Wir erwarten keinen Regenten, der uns niederhalten will, wie wir es bis heute von Herrschern hören.
Angelehnt an den Wochenspruch Sacharja 9, 9 begegnet uns in der 2. Str. ein gerechter, sanftmütiger Helfer, dessen Krone Heiligkeit ist und dessen Zepter, sein Machtsymbol, Barmherzigkeit heißt. Diese Attribute sind nicht gleich zu erkennen. Der Herr der Welt selbst macht sich niedrig und reitet auf einem Esel in Jerusalem ein. Er verheißt uns das Ende aller Not. Deshalb fordert uns Georg Weißel zum Jubeln und Jauchzen auf. Jede Strophe ist beschwingt von der Freude.

In Str. 3 singen wir: „Er ist die rechte Freudensonn, bringt mit sich lauter Freud und Wonn.“ „Land, Stadt, allen Herzen“ (Str. 3) soll es wohlergehen, wenn dieser König der Herzen einzieht. In den ersten drei Strophen stimmen wir in das Lob der Dreifaltigkeit ein: „Gelobet sei mein Gott, mein Schöpfer, reich von Rat (1), mein Heiland groß von Tat (2), mein Tröster früh und spat! (3)“ Immer

wieder macht Georg Weißel deutlich, dass dieser König in die Herzen der Menschen einziehen möchte. Wie bereiten wir uns auf seine Ankunft, seinen Advent, vor? Wie erwarten wir den König voller Sanftmut und Barmherzigkeit, der uns seine Freundlichkeit schenken möchte, ja, der uns ganz nahe kommen will? Str. 4 gibt eine Antwort: "Eu'r Herz zum Tempel zubereit'."

„Macht hoch die Tür, die Tor macht weit" – lasst uns diesen König aller Könige begrüßen, indem wir ihm Türen und Tore öffnen, aber vor allem unsere Herzenstür.

Ein wunderbares Gebet, nicht nur für die Adventszeit, ist die Strophe 5:

„Komm, o mein Heiland, Jesu Christ,
meins Herzens Tür dir offen ist.
Ach zieh mit deiner Gnade ein;
dein Freundlichkeit auch uns erschein.
Dein Heilger Geist uns führ und leit
den Weg zur ewgen Seligkeit.
Dem Namen dein o Herr, sei ewig Preis und Ehr."

2. Advent

Eigentlich gibt's im Moment keinen Platz, an dem man ihnen entrinnen kann. Zu Hause oder beim Einkaufen - überall „tönet´s durch die Lüfte“: der frohe Schall der Weihnachtslieder. Mal ganz ehrlich: ich höre sie trotzdem immer noch und immer wieder gerne! Aber auch selber singen ist bei uns noch angesagt; gemütlich mit meiner Tochter im adventlich geschmückten Wohnzimmer singen wir die uralten Lieder, die ich von Kindesbeinen an kenne und mit denen ich schöne Erinnerungen verbinde. Bei „Kling Glöckchen“ denke ich an zweistimmige Duette mit meiner Schwester; bei „Lasst uns froh und munter sein“ an Kakao und Kekse beim Altenheimsingen mit dem Chor – und anschließend die Übelkeit, weil ich von beiden zu viel genommen hatte. So vertraut sind mir die Lieder, dass ich meist nicht mehr auf die Inhalte achte.

Bis letzten Advent! Meine Tochter und ich hatten gerade „Alle Jahre wieder“ angestimmt, da stolperte ich über den altbekannten Text. Was hatte ich da gesungen? „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind!“ Klingt, als ob das „Christkind“ nur einmal im Jahr der Welt einen Besuch abstattet, eben zur Weihnachtszeit. Ansonsten residiert „es“ im Himmel…?

Ich weiß nicht, was Wilhelm Hey, der Schreiber des Liedes sich 1837 gedacht hat, als er diese Strophe dichtete. Wovon ich zutiefst überzeugt bin, ist, dass das „Christkind“ - also Jesus, der Sohn Gottes – selber zugesagt hat, immer und jeden Tag bei den Menschen zu sein - und das bis ans Ende der Welt! Nachzulesen in der Bibel, Neues Testament, Mt 28, 20: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“

Also nichts mit „Stippvisite“ an bestimmten Festtagen!

Wie gut! Denn gerade mitten im Alltag brauche ich Jesus an meiner Seite, als Hilfe, Trost - oder damit ich weiß, wo es lang geht, wie mein Leben gelingen kann. Wie gut, dass ich sogar jederzeit und überall mit Gottes Sohn reden kann - beten nennt man das.

Mitten in meine Überlegungen hinein, was die Liedstrophe wohl bedeuten mag, meldete sich übrigens meine Tochter! Sie wollte endlich weiter singen ... und das haben wir dann auch gemacht.

Bei der 3. Strophe von „Alle Jahre wieder“ war ich dann wieder mit dem alten Lied und dem Liederdichter „versöhnt“: „Steht auch mir zur Seite, still und unerkannt, dass es treu mich leite an der lieben Hand.“ Und das nicht nur zur Weihnachtszeit!

3. Advent

Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: freuet euch! Der Herr ist nahe! (Philipper 4, 4-5)

Ja, wo laufen sie denn? Eins, zwei, drei! Im Sauseschritt - läuft die Zeit, wir laufen mit. Laufen Sie auch so durch die Adventszeit wie viele der Zeitgenossen, die unablässig auf die verkaufsoffenen Sonntage warten, nur um noch ein Weihnachtsschnäppchen zu erlangen?
Die Zeit läuft – vor Weihnachten wird alles schnell und hektisch. Ich höre, dass kaum Zeit ist für Besinnung, jedes Jahr weniger Zeit für die doch so ruhige „Ankunftszeit“, den Advent.

„Für uns sind die offenen Sonntage die verkaufsstärksten Tage im Jahr, hier machen wir richtig Umsatz - und das muss so sein, denn

sonst können wir zumachen“, so die Argumente der Geschäftsinhaber allerorten.

Wo bleibt da die Freude der Erwartung auf Weihnachten? Und noch viel schlimmer – wenn der 4. Advent auf den 24. Dezember fällt. Das ist ja nicht auszudenken, da geht ja ein voller Sonntag drauf! Das geht gar nicht. So etwas müsste abgeschafft werden. Aber dann regt es sich wieder, dieses unsagbare und unbeschreibliche Gefühl von Advent.

Lichterketten, Bratwurstbude, Karussell und Eisbahn, Glühwein, Klingelingeling und frohes Fest, Adventsdekoration, Printen und Weihnachtsmänner an Strickleitern, Werksverkauf als Advents-Event bei Lindt und Kindergartenfeier – alle die Dinge, auf die man/frau sich schon das ganze Jahr freut und zum Schluss darunter leidet.

Freuet euch allewege, die Kasse klingelt und abermals sage ich euch: freuet euch – der Umsatz steigt, und die Nerven liegen blank.

Eigentlich müsste es noch viel dicker kommen, hat mir mal jemand gesagt – eigentlich müssten wir noch viel mehr abgelenkt werden vom eigentlichen Sinn der Adventszeit, denn dann wird eines Tages der Zeitpunkt kommen, wo wir uns wieder besinnen werden auf das Inhaltliche des Advents. Wenn es uns zu viel wird mit der so genannten Hektik, wir die Reißleine ziehen und sich wie bei einer Schwimmweste die Luftkammern aufblähen und unser Kopf in eine Richtung fixiert wird, hin auf das Wesentliche.

Ein klarer Blick auf die Verheißung, auf die Freude, die auf uns zukommt: das wäre schon was, wenn Sie das in diesem Jahr erleben könnten.

Der Herr ist nahe: lassen Sie ihn auch nahe an sich herankommen, freuen Sie sich darüber und halten ihn wieder in der Hektik des Alltags im Blick – auch hinter bunten LED-Ketten…

4. Advent

„Ist Ihnen schon weihnachtlich?“
Im Flur treffe ich meine Nachbarin. Schwer bepackt mit Einkaufstüten geht sie schnaufend die Treppe hinauf. „Ach", sagt sie, „stellen Sie sich vor – gestern ist mein Vater verunglückt, er liegt im Krankenhaus in Berlin. Nun müssen wir hinfahren. Ich bin völlig fertig – mir ist überhaupt nicht weihnachtlich".
Ich wünsche ihr alles Gute und gehe in unsere Wohnung – lasse mich im Wohnzimmer in den Sessel fallen und blicke nach draußen in den Regen. Am Fenster hängt ein Transparent, auf der

Straße fährt der Bus vorbei, im Flur warten Putzeimer und Schrubber auf mich – ist mir weihnachtlich?

Wie ging es den Menschen in Bethlehem, vor 2ooo Jahren, als Weihnachten geschah? Wer nahm es wahr, das wirklich weltbewegende Ereignis in einem Winkel der Welt? Ich denke, die Leute lebten ihren Alltag wie wir, mit allen Kümmernissen und Freuden. Die Volkszählung brachte zusätzliche Belastungen mit sich: Eine überfüllte Stadt, Fremde, die untergebracht und versorgt werden mussten. War den Menschen weihnachtlich? Und auch bei den Hirten auf dem Feld: Arbeit und Alltag, Kleinkram und Stress. Aber da bricht völlig unerwartet Gottes Wirklichkeit herein, und plötzlich tun sich Fragen über Fragen auf: Wie soll ich mir den Engel des Herrn vorstellen, der zu den Männern in die Dunkelheit tritt? Und was heißt: „Die Klarheit des Herrn leuchtete um sie"? Das wollte ich auch immer schon mal, dass die ganze „Klarheit des Herrn" um mich ist!

Ist solche Sehnsucht weihnachtlich? Warum fürchten sich die Hirten angesichts solcher Klarheit? Habe ich das Fürchten verlernt? Ist das schlimm?
Gehört es vielleicht dazu, damit ich das „Fürchte dich nicht" in seiner ganzen Freude und Entkrampfung erfahren kann?

Wie auch immer – jetzt in diesem Durcheinander von Furcht und Freude wird den Hirten die Geburt ihres Heilands verkündet. Sie werden Zeugen des himmlischen Lobgesangs. Wenn wir doch alle begreifen würden, dass dieses „Ehre sei Gott in der Höhe" die Voraussetzung für jeden Frieden auf Erden ist! Die Hirten hören mit ihren aufgescheuchten Seelen auch dies. Wie tief hat es sie getroffen, dass sie ihre Arbeit stehen und liegen lassen, um ein Baby in nassen Windeln zu bestaunen? Wie weit haben sich diese gestandenen Männer der Botschaft ausgeliefert, dass sie auch auf die Gefahr hin, sich lächerlich zu machen, von diesem Winzling als dem Heiland, dem Christus, dem Herrn sprechen? Es ist keine Frage, dass sich alle, die so etwas hören, nur wundern können! Einige sagen: „Die spinnen!“, und andere bewegen die Worte in ihrem Herzen. – Maria gehört dazu. Sie wundert sich nicht, denn sie hat die Begegnung mit dem Gottesboten schon hinter sich: das Erschrecken, die Furcht und das „Fürchte dich nicht“.

Noch immer sitze ich in meinem Sessel, inzwischen habe ich eine Kerze angezündet. Wann ist mir weihnachtlich? Wenn mich die Botschaft - wie die Hirten - persönlich trifft, wenn ich sie mir nicht zusammenbacke aus Gefühlsseligkeit, Kerzen und Kindheitserinnerungen. Wenn mir Gott in einer Tiefe, wo meine Sicherheit ins Wanken gerät und meine Erfahrungen nichts mehr gelten, sein „Fürchte dich nicht" zuspricht – dann ist mir nicht weihnachtlich – dann ist Weihnachten!

Maria – von Anfang an Wohnung für Gott

Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria (8. Dez.)

Am 8. Dezember 2011 hatten wir unsere Senioren zur Adventsfeier eingeladen, zum Gottesdienst mit anschließendem Kaffeetrinken und adventlichem Programm. Beides fand in unserem frisch renovierten Gemeindesaal statt, um den älteren Menschen den Wechsel von der Kirche in den Gemeindesaal zu ersparen. Damit wurde unser weltlicher Saal Ort für den Gottesdienst. In der Predigt habe ich diese Situation aufgegriffen. „Da drüben steht die Kirche, und wir feiern die Heilige Messe hier im Saal“. Ein weltlicher Raum wird zum Ort der Gegenwart Gottes.

So kann auch unsere Wohnung zuhause ein Ort der Gegenwart Gottes sein. Sicher dann, wenn die Kommunion zu einem Kranken nach Hause gebracht wird. Oder wenn wir die Wohnung segnen, in der Wohnung ein Kreuz aufgehängt haben. Wenn wir dort beten. Wenn wir im Advent eine Kerze entzünden. Wenn wir Weihnachten unter dem Tannenbaum die Krippe aufstellen und die Menschwerdung Gottes feiern. Jesus verspricht: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen!“

Und jetzt kommen wir zu Maria. Von ihr sagt der Glaube der (katholischen) Kirche, dass sie vom ersten Augenblick ihres Lebens an eine Wohnung für Gott war, von dem Moment an, als ihre Mutter Anna mit ihr schwanger wurde. Wir denken am heutigen Fest an die Freude, die Anna empfand, als sie merkt, dass sie ein Kind erwartet. Und Gott hat dieses Kind vom ersten Augenblick seines Daseins an „vor jeder Sünde bewahrt, um seinem Sohn eine würdige Wohnung zu bereiten.“ So heißt es im Tagesgebet. Maria ist also von Anfang an ausersehen, Wohnung für Gott zu sein, Mutter des Sohnes Gottes zu werden. Und dazu hat Gott sie vor jeder Sünde bewahrt.

Was ist Sünde? Sünde ist, wenn wir Gott aus einem Bereich unseres Lebens ausklammern, bewusst oder unbewusst. Wenn wir so leben, als wenn es Gott nicht gäbe.
„Unbefleckte Empfängnis“ sagt also, dass Maria von Anfang an Platz für Gott hatte, und dass ER vom ersten Augenblick ihres Lebens bei ihr war.
Wie können wir das wissen? Wir schließen das aus dem Gruß des Engels: „Du bist voll der Gnade!“

Jeder Mensch hat von Anfang an die Gegenwart Gottes in sich. Das macht die Würde des Menschen aus. Jeder Mensch lebt mit diesem Geschenk, dass er von Gott gewollt und geliebt ist. Und jeder Mensch hat die Fähigkeit in sich, Gott zu denken und auf ihn zu vertrauen.

Damit feiern wir bei diesem Fest etwas über uns selbst: dass wir Gott in uns haben. In der Taufe haben wir dazu Ja gesagt: Gott, du sollst in meinem Leben Platz haben. Du sollst mein Leben bestimmen. Und ich danke dir für dieses Geschenk, dass du bei mir bist.

Heiliger Abend

Den Hirten auf dem Feld wird die Weihnachtsbotschaft verkündet: „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Heiland das heißt: Retter, Erlöser. Das ist einer, der das Kaputte heil machen will. Aus diesem Kind im Stall wird der Heilmacher der Welt. Blinde weinen Freudentränen, weil Jesus sie wieder sehen lässt. Lahme machen Freudensprünge, weil sie wieder gehen können. Hartherzige Zöllner werden weich, weil sie sich an anderem freuen können als an ergaunertem Geld. Schuldige senken nicht mehr den Blick, sondern sehen fröhlich in die Welt, weil Jesus ihnen vergibt. Alle spüren in der Gegenwart Jesu: „Über uns geht der Himmel auf.“ Von Jesus gehen pausenlos heilende Prozesse aus. In seiner Gegenwart gesundet das Leben von Menschen, innerlich und äußerlich. Das ist eben der Grund, warum man ihn den „Heiland“, den Heilmacher genannt hat.

Dieser Heiland stirbt dann für uns am Kreuz. In seinem Leben und in seinem Sterben hat er alle Leiden dieser Welt gesehen und mit getragen, damit wir wissen: Wir sind nicht allein, er ist bei uns und mit uns. Krippe und Kreuz sind aus demselben Holz. Sie beide sagen uns: Ihr dürft zu mir kommen und mir all eure Not und Sorgen bringen. Ich bin für euch da. Ich trage sie mit euch. - Krippe und Kreuz sind aus demselben Holz. Sie beide laden uns ein, uns auf den Weg zu machen. Dabei ist keiner ausgeschlossen. Wir sollen uns aufmachen wie die Hirten mit unseren Fehlern und Schwächen, mit unseren Ängsten und unserer Hoffnungslosigkeit. Vor ihn können wir treten, wie wir wirklich sind; ihm brauchen wir nichts vorzuspielen. Ihm können wir alles anvertrauen, was uns bewegt. Er will für uns und mit uns die Lasten unseres Lebens tragen.
Eine Legende mit der Überschrift „Die drei Gaben“ von Werner Reiser spiegelt das sehr schön wieder: Die drei Könige sind fort

gezogen, da kommen plötzlich drei andere zur Krippe. Armselige Gestalten ohne Gefolge, müde, schleppenden Ganges. Einer in Lumpen, hungrig und durstig, der andere mit Ketten an den Händen, der dritte mit wirren Haaren und unstetem Blick. Die Menschen um den Stall in Bethlehem herum weichen scheu vor diesen drei Gestalten zurück. Nur Josef bittet sie herein mit den Worten: „Zu diesem Kind hat jedermann Zutritt.“ Er will diese Ärmsten der Armen mit den Gaben beschenken, die dem Jesuskind geschenkt wurden: Gold, Weihrauch, Myrrhe. Aber sie lehnen ab. Stattdessen tritt der Erste an das Kind heran, nimmt einige seiner Lumpen und legt sie auf das Stroh mit den Worten: „Nimm meine Lumpen. Du wirst sie einst tragen, wenn sie dir deine Kleider nehmen und du allein und nackt sein wirst. Gedenke dann meiner.“ Der Zweite nimmt eine seiner Ketten und legt sie neben das Kind mit den Worten: „Nimm meine Fesseln. Sie werden dir passen, wenn du älter sein wirst. Man wird sie dir einst umlegen, wenn man dich wegführt. Denke dann an mich.“ Der Dritte beugt sich tief über das Kind und spricht: „Nimm meinen Zweifel und meine Gottverlassenheit, ich habe sonst nichts. Ich kann sie alleine nicht tragen. Sie sind mir zu schwer. Teile sie mit mir. Nimm sie ganz in dich auf, schreie sie heraus und trage sie vor Gott hin, wenn du soweit sein wirst.“

Die Legende endet mit den Worten: „Nach langem Schweigen erhoben sie sich. Sie streckten sich aus, als ob etwas Schweres von ihnen gefallen wäre. Sie hatten den Ort gefunden, wo sie ihre Last hatten niederlegen können. Sie wussten, dass bei diesem Kind alles in treuen Händen bewahrt und bis zuletzt hindurch gehalten würde: Die Not, die Plage und die Gottverlassenheit.“

Egal, wer wir sind und womit wir beladen sind, wir können an die Krippe treten in der Gewissheit: „Uns ist heute der Heiland geboren.“

Die drei Gaben : Legenden unserer Zeit / Werner Reiser. - Basel : Reinhardt, 1973. - 104 S.

Weihnachten 1

Maria in ehrfürchtiger Haltung, Joseph in Betriebsamkeit, das Kind in der Krippe, die Geburt in einem Stall, umgeben von Ochs und Esel - so kennen wir unzählige Darstellungen vom weihnachtlichen Geschehen in Bethlehem. Aber bei diesem Bild musste ich stutzen. Ein lachender Esel strahlt mir entgegen. Er lädt mich ein, inne zu halten. Er freut sich über das, was geschieht, gerade der, der sonst nur Lasten zu tragen hat. Bei meinem Besuch im Erfurter Mariendom entdeckte ich dieses Relief. Es stammt aus einem spätgotischen Schnitzaltar um 1470 und stellt die Geburt Christi dar.

Eigentlich gehört der Esel gar nicht dazu. Keines der Evangelien berichtet von dem Esel. Aber schon im 3. nachchristlichen Jahrhundert finden wir erste Darstellungen vom weihnachtlichen Geschehen mit Ochs und Esel. Wer nach dem Esel Ausschau hält, findet ihn in der Bibel an anderen Orten. Der Prophet Sacharja kündigt an: „Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und Helfer, arm und reitet auf einem Esel, auf einem Füllen der Eselin.“ Bei Jesaja heißt es: „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn.“ Und auf einem Esel reitet Jesus in Jerusalem

ein, mit „Hosianna“ umjubelt, ein paar Tage nur vor seiner Kreuzigung.

Der Esel ist der Bibel als Bedeutungsträger also bestens bekannt. Wer nach ihm fragt, rückt dem Wesen des Christentums näher. In der Kunstgeschichte wird das Tier zum Sinnbild der Heiden und zugleich zum Inbegriff der Kreatur, die demütig trägt, was wichtiger ist als sie selbst. In seinem Kern geht es dem Christentum darum, dass einer des anderen Last trage, dass den Schwachen Beistand gewiss ist, allen, „die mühselig und beladen sind“. Das unterscheidet das Christentum von den anderen Weltreligionen.
Vor einiger Zeit wurde eine Frau mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Sie hat Geld aufgetrieben, um Tausenden von alleinerziehenden Frauen in Afrika Esel zur Seite zu stellen, die ein Leben in Würde ermöglichen, indem sie Wasser schleppen. Der neue Anfang, der mit der Geburt Jesu in die Welt kam, sollte den Geringsten unter den Menschen verheißen sein, nicht all den sonst mächtigen Eseltreibern der Erde.

Weihnachten, das ist in Schleiermachers Worten das Fest der „Wiedergeburt der Welt“. Feiern wir es mit dem Esel, der inzwischen so reich an Bedeutungen ist, dass fast jeder sich in ihm erkennt. Er hat den Platz an der Krippe verdient, und er lädt uns ein, uns mit ihm zu freuen und zu lachen.

Weihnachten 2

(Der Autor ist 14 Jahre alt.)

Zu Weihnachten habe ich natürlich schon immer eine sehr tiefe Verbindung. Vor allem die Adventszeit ist eine emotionale und berührende Zeit. Besonders wichtig sind die Sonntage, da es an denen ganz deutlich wird, dass Jesu Geburt immer näher rückt. Ich habe irgendwie immer das Gefühl, als wären diese feierlicher als sonst. Sehr gerne erinnere ich mich an meine Kindergartenzeit und die häufigen Besuche bei meinen Großeltern. Im meist durch Kerzenschein beleuchteten Wohnzimmer zu sitzen, Kekse zu essen, Tee zu trinken und Geschichten vorgelesen zu bekommen, sich also rundum verwöhnen zu lassen, - diese Zeit ist einfach unvergesslich für mich!

Traditionen spielen in dieser Zeit eine ganz besondere Rolle, vom Plätzchen backen (ein „Milestone“ in der Adventszeit!) oder den Weihnachtsbaum aussuchen mit der „Großfamilie“, bis zur Bescherung bei meinen Großeltern, die heute immer noch von einem uralten Weihnachtsmann mit einem Glöckchen eingeläutet wird, über das Zusammensein mit Familie und Freunden an den Feiertagen.

Außerdem denke ich jedes Jahr beim Krippenspiel an das Fest, an dem ich selbst früher beim Krippenspiel mitmachen durfte (als kleiner stummer Hirte und Herbergsvater, weil ich damals noch nicht lesen konnte). Das war für mich eine wirklich aufregende Sache, und die Proben bei unserem Pastor waren sehr lustig.

Ich fühle mich in der Adventszeit Gott mit jedem Tag ein Stückchen näher, was ich im restlichen Jahr nicht immer so empfinde. Bildlich gesprochen ist einem „der Himmel ganz nah". Gott, der

sonst oft so unerreichbar scheint, wird greifbarer in diesem kleinen Kind, seinem Sohn.
„Gott macht sich für uns ganz klein, damit wir ihm ganz nah sein können“, hat unser Kaplan in einem Familiengottesdienst gesagt; ich finde, diese Aussage bringt es auf den Punkt. Dieses oft sehr unklare Bild von Gott wird so klarer, greifbarer.

So wird mit Jesus zu Weihnachten eine Art „Dolmetscher“ geboren, der uns „übersetzt“, was Gott uns sagen will. Gott spricht manchmal eine andere Sprache, die wir vielleicht gar nicht oder erst später verstehen. Und damit wir ihn verstehen, wird Gott ganz klein, begibt sich auf unsere Augenhöhe und spricht zu uns in allen „menschlichen“ Sprachen dieser Erde. Dieser „Vermittler“, dieser „Übersetzer“, dieser Jesus wird an Weihnachten geboren - und das finde ich klasse! Jesus hat so viel bewegt, auf ihn, den Messias haben die Menschen damals Jahrhunderte lang gewartet, und zu Weihnachten war er dann plötzlich da - der so lange herbeigesehnte Vermittler und Heiland.

Ein wichtiges Zeichen dabei ist, finde ich, dass die Hirten die Ersten waren, die das Christkind sehen durften (abgesehen von Maria und Joseph). Es waren eben nicht die Könige und Reichen, sondern die Armen und Verstoßenen. Das war auch eine große Vorausdeutung auf sein Leben: Er hat sich immer mit den Schwächsten zusammengetan und ihnen geholfen, auch wenn er sich so Feinde unter den Reichen und Mächtigen machte.

Weihnachten hat eine große Strahlkraft, und jedes Jahr hoffe ich, dass diese Wärme und Kraft, die von der Geburt Jesu ausgeht, möglichst weit in das neue Jahr hinein strahlt. Denn spätestens, wenn wir in der letzten Woche der Weihnachtsferien in der Kapelle in Grotewiese vor der Krippe stehen (auch so eine Familientradition), denke ich, dass der Alltag bald wieder beginnt und die Zeit der Nähe, der Wärme und des Kerzenscheins erst mal vorbei ist.

Weihnachten in Äthiopien

Hilfe, die Herdmanns kommen! Vielleicht kennen Sie die originelle Geschichte von einem Krippenspiel, das voller Überraschungen steckt. Eine brave Mittelstandsgemeinde irgendwo in Amerika wird von einer Schar frecher Gören heimgesucht, und das ausgerechnet während der Krippenspielprobe. Im Nu haben die Herdmann-Geschwister alle Hauptrollen besetzt, obwohl sie die Weihnachtsgeschichte bisher gar nicht kennen. Aber gerade das macht am Ende den Reiz aus: Wie diese Kinder aus dem sozialen Brennpunkt dem Weihnachtsgeschehen ganz ursprünglich begegnen und auf ihre Weise Maria und Josef und sogar den Verkündigungsengel sehr authentisch auf die Bühne bringen.

An die Herdmanns mussten wir am vorigen Weihnachtsfest hier in Äthiopien denken. Ahnungslos hieß meine Frau eine Gruppe von

Jugendlichen aus dem sehr armen Stadtteil Shiromeda zum Jugendgottesdienst in amharischer Sprache willkommen. Es handle sich um eine Jugendgruppe der Mekane-Yesus-Kirche, so wurde ihr gesagt. Als deutsche Gemeinde in Addis Abeba sind wir mit dieser lutherischen Kirche eng verbunden. Gleich bei der ersten Krippenspielprobe kam uns die Sache verdächtig vor: Als wir in die Kirche kamen, würgte ein Bengel gerade das Jesuskind, sprich die Lieblingspuppe unserer Tochter. Ein anderer hatte sich bereits über die Brötchen hergemacht, die es erst hinterher geben sollte. Wieder andere lieferten sich einen Fechtkampf mit den Stöcken der Hirten, ein hochgewachsener Jugendlicher mit Irokesen-Haarschnitt zwängte sich gerade ins Engelgewand.

Nein, sie kamen aus keiner kirchlichen Jugendgruppe. Doch wir ließen sie gewähren. Und am Ende war das Krippenspiel beeindruckender als manches andere, das wir an diesem Fest vorgeführt bekamen. Nicht nur, weil der Irokese sich vorher noch überzeugen

ließ, zur Rolle des Herodes zu wechseln. Vor allem, weil alle wie die Herdmanns mit vollem Eifer bei der Sache waren. Und sie kommen immer noch zum Jugendprogramm. Vielleicht wegen der Brötchen mit Beilage, die es im Anschluss zu essen gibt. Vielleicht, weil die Aussicht besteht, ein wenig Geld aus dem Sozialfond der Gemeinde zu bekommen. Vor allem aber, weil sie das Zusammensein mit anderen genießen. Weil sie es brauchen, dass mal jemand fragt, wie sie mit dem Alltag klarkommen, mit ihrer Ausbildung, und ob sie Arbeit haben. Viele haben kein richtiges Zuhause, einige sind ohne Eltern aufgewachsen.

Sie begegnen dabei Jugendlichen wie Messai. Das 16-jährige Mädchen kommt regelmäßig von ziemlich weit her zu Fuß auf zwei Krücken. Als Kind war sie beim Seilspringen gestürzt, der Bruch war nie richtig behandelt worden. Sie lebt bei ihrer Großmutter, die mit ihren achtzig Jahren noch die schweren Eukalyptusbündel oben vom Entoto-Gebirge runter in die Stadt schleppt. Für den Verkauf als Brennholz bekommt die alte Frau mit dem krummen Rücken umgerechnet einen Euro. Über Messais Gesicht geht häufig ein Strahlen, nicht nur an Weihnachten. Die anderen Jugendlichen finden, sie ist gobez, auf Deutsch: stark. Sie alle bewundern, wie unkompliziert und tapfer das Mädchen mit seiner Behinderung umgeht.

Am Weihnachtsfest feiern wir die Menschwerdung Gottes. Hier in Äthiopien liegt dann kein Schnee, und kühl wird es nur in der Nacht. Da ist mir dann nicht unbedingt weihnachtlich zumute, aber eins kann ich mir umso besser vorstellen: Dass Gott sich zuerst zu den Hirten aufgemacht hat, die nicht in festen Häusern wohnten. Und dass es Jesus offenbar dort hinzieht, wo Menschen täglich ums Überleben kämpfen. Die Krippe steht eben mitten im Stall - als Zeichen der Nähe Gottes zu den Armen.

Fest der Heiligen Familie

Weihnachten feiern wir die Geburt Jesu in einem Stall in Bethlehem. Wir kennen alle die Darstellungen in den Krippen: Jesus in der Futterkrippe, Maria, seine Mutter, betet ihn an, Josef, sein Ziehvater, steht beschützend hinter Mutter und Kind. Engel singen und verkünden die Frohe Botschaft. Die Hirten sind die ersten Besucher.

Wir feiern, dass Gott seinen Sohn in eine Familie hineingibt, in die Welt der Menschen. Der Sohn Gottes wird in eine einfache Familie hineingeboren, teilt mit Josef und Maria das alltägliche Leben, er erlebt mit ihnen gute und schlechte Zeiten.

Am Sonntag nach Weihnachten feiert die katholische Liturgie das „Fest der Heiligen Familie“. In den Evangelien, die an diesem Tag im dreijährigen Wechsel vorgelesen werden, hören wir Fragmente aus der Kindheit Jesu: Die Eltern Jesu bringen ihr Kind in den Tempel, jüdischen Traditionen gemäß, um es Gott zu weihen, und werden dort vom alten Simeon erwartet, für den diese Begegnung das Ziel seines Lebens ist.
Ein anderes Evangelium erzählt uns die Geschichte von der Flucht der Familie nach Ägypten, weil König Herodes aus Angst vor einem König, der ihm seine Macht streitig machen könnte, alle Kinder ermorden lässt.
Im dritten Jahr hören wir, dass die Familie nach Jerusalem zum Passahfest zieht. Jesus diskutiert dort im Tempel als Zwölfjähriger mit den Pharisäern, und er brüskiert seine Eltern, die das vermisste Kind suchen: Wusstet ihr nicht, dass ich im Haus meines Vaters sein muss? Er wird eigenständig und grenzt sich ab. Gott ist für ihn die größere Autorität als seine Eltern.

Das Fest einer heiligen Familie, einer heilen Familie?

Diese Familie hat es von Anfang an nicht leicht. Eine Schwangerschaft, vom Engel angekündigt, das Kind ist Gottes Sohn, der Verlobte zunächst enttäuscht, aber fest im Glauben an Gott, bereit für Mutter und Kind zu sorgen, Vater zu sein. Die Mutter blutjung, aber auch vertrauensvoll mit Gottes Zusage Magd des Herrn.
Die Geburt ist in einem Stall, in der Fremde. Sie müssen vor Herodes aus ihrer Heimat fliehen, der Sohn zeigt sich bald ungehorsam und willensstark. Die Geschichten der Bibel erzählen nicht viel vom weiteren Familienleben. Bei seinem Verbrechertod am Kreuz steht seine Mutter ihm bei.

Diese Familie, die wir als heilig bezeichnen, hat mitnichten ein unkompliziertes Familienleben. Aber: Jede dieser Personen trägt zum Heil der anderen bei, zeigt, was sie mit Gott und seinem Heil zu tun hat.

Maria und Josef lassen Gott über sich verfügen, sie sind offen für ihn, vertrauen ihm ihr Leben an, halten die Unsicherheiten aus. Dass sie sich restlos und bedingungslos ihm anvertrauen, macht sie zu Heiligen. Dieses Vertrauen in die Güte Gottes lernt Jesus von ihnen.
Das Fest der Heiligen Familie? Ist ein solches Fest heute noch angebracht? Sind unsere Familien heilig, sind sie heil? In unserer Gesellschaft haben sich die Familienstrukturen tiefgreifend geändert. Die Vater-Mutter-Kind-Familie ist nicht mehr die übergreifende Realität, sondern vielfach abgelöst von Patchworkfamilien und Alleinerziehenden. Viele Familien haben es nicht leicht miteinander und in der Gesellschaft. Keine der Familienformen garantiert eine heile Welt, aber keine verhindert sie auch.

Wenn wir in Familien Heiliges, Heiles nach dem Vorbild der Familie Jesu finden wollen, müssen wir den Blick über die Idylle in der Krippe hinaus lenken und auch über das Bild der Vater-Mutter-Kind-Familie. Heil als Paar voneinander oder als Eltern von Kindern zu erwarten überfordert viele Beziehungen. Wir können es aber in unseren Herzen finden: Heilige Familie, heile Familie ist da, wo Menschen ihren gemeinsamen Weg Gott anvertrauen. Wo Menschen den anderen als Geschöpf Gottes sehen und wertschätzen. Wo Menschen Verantwortung füreinander übernehmen. Wo Menschen darauf bauen, dass Gott ihr gemeinsames Leben mitträgt und begleitet.
Wenn wir die Liebe Gottes als Grund unserer Liebe sehen zwischen Partnern, zwischen Eltern und Kindern. Wenn uns das Heil der anderen am Herzen liegt. Wenn wir nicht von einer heilen Welt träumen, sondern als Geheilte gerne und gut miteinander leben. Wenn Gott mit im Bund ist, kann sich Heil ereignen, kann Familie auch heute heilig sein. Und dafür beten wir am Fest der Heiligen Familie.

Silvester

Eine Woche nach Weihnachten steht wieder ein besonderer Festtag bevor - Silvester. Mit dem letzten Tag des Jahres, der auf den Todestag des Papstes Silvester I. im Jahr 335 n. Chr. fällt, verbindet weltweit jeder Mensch bestimmte Gedanken und Bräuche.
In Deutschland gesellen sich nun zu dem Weihnachtsbaum Konfetti, Luftschlangen, Glücksklee, Berliner Ballen und Fondue. Kinder erleben vielleicht das erste lange Aufbleiben mit den Großen, den ersten Countdown, das erste Feuerwerk und das erste "Prosit Neujahr" mit Fanta oder Sprite. Silvester wird gefeiert. Mal im Freundeskreis oder im Familienkreis, etwas lauter oder sehr leise, ganz klein oder auf einer Megaparty. Fehlen darf aber nie ein besonderes Festtagsessen und die passenden Getränke zum Zuprosten um Mitternacht.

Der Jahreswechsel wird auch kirchlich begangen. In den katholischen Messen als Vorabendmesse zum Hochfest der Gottesmutter Maria, in den evangelischen Gottesdiensten mit Jahreslosung und dem Lied „Von guten Mächten wunderbar geborgen". Wenigstens eine Messe lang inne halten, Dank sagen für das alte und bitten für das neue Jahr?! Und natürlich wartet mancher Bundesbürger auf die Neujahrsansprachen des Bundespräsidenten und der Bundeskanzlerin, in denen uns die Spitzenpolitiker auf neue Einschnitte im nächsten Jahr vorbereiten wollen. Mit ein bisschen Schadenfreude erinnern wir uns an die Ansprache 1986 vom damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl, als aus Versehen die Neujahresansprache vom Vorjahr ausgestrahlt wurde…. Mit Silvester verbunden ist zweifelsohne auch der Sketch „Dinner for one". Seit 1963 stolpert jedes Jahr der immer betrunkener werdende Butler James unzählige Male (bis auf ein einziges Mal!) über den Tigerkopf, um den 90. Geburtstag von Miss Sophie stilvoll mit "Freunden" zu feiern - mit der berühmten Frage: „The same procedure as every year, Miss Sophie?" Für den Countdown im Fernsehen und Rund-

funk mit Life-Übertragung vom Brandenburger Tor werden alljährlich sogar die Silvesterpartys unterbrochen. Der Jahreswechsel wird hierzulande im wahrsten Sinne des Wortes eingeläutet. Das Glockengeläut konkurriert jedes Jahr mit Böllern und Feuerwerken. Die Feuerwerke rund um den Erdball werden längst nicht mehr zum ursprünglichen Austreiben der bösen Geister gezündet, sondern sind heute eher ein Ausdruck der Vorfreude auf das neue Jahr. Und damit wären wir auch schon bei dem Ritual der guten Vorsätze, die, wie wir alle zugeben müssen, oft nur eine begrenzte Haltbarkeit haben. Wie oft wurde das Rauchen aufgegeben, wie oft wollte einer mehr Sport treiben oder mehr Zeit mit Familie oder Freunden verbringen?

Egal, wie man Silvester feiert oder wann das neue Jahr beginnt, es bleibt verbunden mit dem Wunsch, altes Angehäuftes aus der Vergangenheit abzulegen und sich für Neues zu öffnen – und das

mit einem Dank und guten Wünschen für das neue Jahr. Die Mutter von Johann Wolfgang von Goethe, Katharina Elisabeth, soll dies folgendermaßen in einem Rezept zusammengefasst haben:
Man nehme zwölf Monate, putze sie sauber von Neid, Bitterkeit, Geiz, Pedanterie und zerlege sie in 30 oder 31 Tage, sodass der Vorrat für ein Jahr reicht. Jeder Tag wird einzeln aus einem Teil Arbeit, zwei Teilen Frohsinn und Humor zusammengesetzt. Man füge drei gehäufte Esslöffel Optimismus hinzu, 1 Teelöffel Toleranz, 1 Körnchen Ironie und 1 Prise Takt. Dann wird alles mit viel Liebe übergossen. Das fertige Gericht wird mit einem Sträußchen kleiner Aufmerksamkeiten und täglich mit Heiterkeit serviert.

Bitte fügen Sie dann noch am Neujahrstag weniger Aspirin, dafür aber umso mehr „Inspirin" hinzu!

In diesem Sinne: guten Rutsch ins neue Jahr … (Der humorvolle Sauerländer antwortet an dieser Stelle noch meist schmunzelnd: “Das nehme ich lieber nicht so wörtlich, woll!?“)

Neujahr

Ein neues Jahr liegt vor uns. Jemand hat einmal das neue Jahr mit einem geheimnisvollen Haus verglichen, das für uns noch verschlossen ist. Es liegt vor uns mit wunderbaren Räumen, mit herrlichen Aussichten und verlockenden Möglichkeiten. Aber es kann auch mal gefährliche Stufen, bedrohliche Ecken und dunkle Keller geben.

Manchmal denke ich: Ich würde mir am liebsten den Schlüssel suchen, um in das Haus zu gelangen und das Geheimnis zu erkennen. Denn ich möchte doch in diesem Haus der Zeit geborgen leben, ich möchte die Räume durchschreiten und in Besitz nehmen, ich möchte die Aussichten genießen und die Gefahren bestehen.

Wer hilft mir dabei auf dem Weg in die kommende Zeit? Wer hilft mir, wenn ich in eine Krise komme, wenn ich das Gefühl habe, dass meine Kräfte nicht mehr ausreichen?

Ich muss an das Wort aus Hebräer 13,8 denken, das sich über dem Altarbogen der Christuskirche in Lüdenscheid befindet: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Das bedeutet: Jesus Christus kann uns die Zeiten aufschließen. Denn Jesus Christus bleibt in allem Wandel, in allen Veränderungen derselbe durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Jesus Christus gestern: Christus war vor mir da, und viele Menschen, die im Glauben auf ihn vertraut haben, sind mir vorausgegangen als Väter und Mütter im Glauben. Christus heute: Jesus Christus ist auch heute da, in meinem Leben, denn er hat ja versprochen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Und derselbe auch in Ewigkeit: Jesus Christus ist auch derjenige, auf den ich vertrauen kann, wenn ich mich frage, welches Ziel

mein Leben einmal haben wird. In der Ewigkeit wartet der Christus auf mich, den ich schon aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart kenne.

So kann ich im Glauben an Christus getrost in die Zeit des neuen Jahres gehen - wie in ein mir noch unbekanntes Haus mit unbekannten Räumen. In allen Veränderungen, in aller Flüchtigkeit, in allem Vergehen war, ist und bleibt er derselbe: Christus. Es gibt in allen Fragen vor der Zukunft einen, den ich schon kenne. In neuen Aufgaben, in neuen Herausforderungen ist da einer, der mir vertraut ist. Ihm gehe ich entgegen - auch im neuen Jahr. Ich bin nicht allein. Was auch kommen mag, er, Christus, kommt mir auch im neuen Jahr entgegen. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit - das ist ein gutes Motto für das neue Jahr.

Epiphanias, oder: Verrückt!

„Wir sind verrückt“, sagt einer. Der andere lacht, ein bisschen tapfer und ein bisschen verunsichert. Der Dritte schweigt und denkt: Verrückt. Genau. Weil ein Stern alles in ein anderes Licht rückt. Die drei sehen wieder an den Himmel. Seit Wochen folgen sie dem Kometen mit dem hell leuchtenden Schweif. Immer weiter nach Westen. Im Gepäck die Werkzeuge der Sterndeuterzunft: Himmelskarten und Messgeräte. Und Geschenke: Gold, Weihrauch und Myrrhe. Zeichen für Macht, Reinheit, Heilung. Voller Hoffnung tragen sie Geschenke für einen König, den Friedenskönig, von dem sie in den Sternen lesen.

In Bethlehem, der alten Königsstadt, finden die Männer ihn schließlich: Ein neugeborenes Kind in einem Stall. Sie beschenken das Kind. Dann kehren sie zurück in ihre Heimat. Auf einem anderen Weg. Denn nach der Begegnung mit dem Kind ist alles anders.

Sie verlassen den Stall und das Land. Aber sie nehmen etwas mit: Sie haben das Kind gesehen. Man wird von ihm hören. Da sind sie sicher. Es wird die Welt verändern. Für immer. Ihr Leben hat es schon verändert. Verrückt.

In der ersten Januarwoche feiern wir das Fest der drei Männer, denen der Stern das Leben verrückt hat. Sie sind nicht vergessen. Vielleicht auch deshalb, weil ihre Geschichte etwas mit uns zu tun hat. Mit dem, was wir suchen. Mit dem, was wir brauchen. Mit den Wegen, die wir gehen. Mit dem, was wir in unserem Leben lernen können:

Uns auf die Suche machen. Jeden Tag sehnsüchtig nach Zeichen von Gottes Herrlichkeit suchen. Und sie aufmerksam entdecken. Am Himmel die Sonne und den Mond dankbar ansehen. Schöne Musik aufmerksam hören. Essen mit Freude schmecken. Hilfe erleichtert annehmen. Gute Worte wirken lassen. Ein Lächeln zutiefst erwidern. Arbeit mit unserer Kraft tun. Merken: Gott ist da und tut uns wohl.

Mitbringen, was wir haben. Eher kein Gold, Weihrauch und Myrrhe. Eher Hoffnung und Sehnsucht, manchmal vielleicht nur unseren Mangel, unsere Bedürftigkeit. Gottes Sohn fragt nach dem, was wir im Gepäck haben. Darum ist er in die Welt gekommen. Zu ihm können wir unser ganzes Gepäck mitbringen. Und uns beschenken lassen.

Neuen Wegen vertrauen. Weil wir nicht alleine unterwegs sind. Einer macht unseren Weg hell. Einer leuchtet uns heim. Einer geht unsere Wege mit. Seit damals in Bethlehem. Der zeigt uns Wege, an die wir nicht gedacht haben.

Vielleicht werden wir etwas tun, das wir uns gar nicht zugetraut hätten. Vielleicht lernen wir etwas Neues. Vielleicht schließen wir neue Freundschaften.

Ich wünsche uns, dass wir ein bisschen verrückt werden in diesem neuen Jahr. Weil Gott unser Leben in ein ganz neues Licht rückt.

Epiphanias in Äthiopien

Welch ein fröhlicher Lärm um uns herum! Wir sitzen auf der Mauer vor der deutschen Kirche in Addis Abeba und schauen auf das bunte Treiben vor unseren Augen. Tausende von Menschen schieben sich die Straße entlang, in ihren weißen Gewändern singen und tanzen sie ausgelassen an uns vorbei. Es ist der 19. Januar, die Äthiopisch-Orthodoxe Kirche begeht nach Julianischem Kalender das Timkat-Fest. Es entspricht unserm Epiphanias, dem Fest der

Erscheinung Christi am 6. Januar. Aus den Kirchen der Umgebung werden die verhüllten Tabot-Tafeln an einen zentralen Ort hier in unserer Nähe gebracht. Das sind Nachbildungen der Bundeslade mit den zehn Geboten, die nach alter Überlieferung im Norden Äthiopiens in der Stadt Aksum aufbewahrt wird. Besonders festlich und farbenfroh sind die Gewänder und Schirme der Priester und des Patriarchen. Das alles mit anzusehen ist eine wahre Augenweide.

Am Tag drauf geht es weiter. Auf dem weiten Jan-Meda-Feld direkt neben unserer Kirche, einstiger Reitwiese des Kaisers Haile Selassie, sind schon am frühen Morgen Scharen von Menschen versammelt- ein richtiges Volksfest! In der Mitte befindet sich ein Wasserbecken, wo eine Skulptur die Taufe Jesu durch Johannes darstellt. In einem eingezäunten Bereich zelebriert der Patriarch die mehrstündige Epiphanias-Liturgie. Auf dem Höhepunkt weiht der orthodoxe Kirchenführer mit seinem kunstvoll verzierten Kreuz das Wasser. Unter dem Jubel der Massen klettern einige

Priester mit Wasserschläuchen auf den Zaun und besprengen die sich heran drängenden Menschenmassen. Alle wollen vom Segen etwas abbekommen.

Als aufgeklärter Protestant und Europäer sehe ich auch nach sechs Jahren manches mit kritischen Augen. Etwa die vielen kirchlichen Feiertage, an denen die Bauern ihr Feld nicht bestellen dürfen. In einem Land, in dem Menschen immer wieder hungern, ist das schwer nachzuvollziehen. Manchmal ist der Stolz hinderlich, mit dem das orthodoxe Christentum hier auf seine 1700-jährige Geschichte blickt. Aber eben diese Kirche hat sich zugleich über eine so lange Zeit gehalten. Und gibt den Menschen bis heute weiter, was sie empfangen hat: Gott ist in Christus in unserer Welt erschienen und manifestiert sich um uns herum – mitten im Alltag. Eben das, was auch wir am Epiphaniasfest feiern: Das Licht scheint in der Finsternis.

Und so bin ich zugleich berührt von dem Glauben der Menschen hier. Sie zeigen ihn ja nicht nur an Festtagen. Immer wieder sehe ich vom Auto aus, wie junge und alte Leute, Männer genauso wie Frauen, auf der Straße unvermittelt stehen bleiben und sich in Richtung einer Kirche bekreuzigen. Dieses Innehalten, dieser Glaube zum Anfassen lässt mich mitunter neidisch werden. Es gelingt den Äthiopiern, dass mitten im Alltagsgeschehen etwas aufscheint von dem, woran sie glauben – und keinem ist es peinlich. Da ist niemand, der süffisant lächelt. Im Gegenteil, das Bekenntnis eines aufgeklärten Atheisten soll hier in einer Gesprächsrunde sogar ein Lachen ausgelöst haben: Dass es keinen Gott gibt, ist einfach unvorstellbar!

Dieser nicht zu hinterfragende Gottesglaube verbindet in Äthiopien übrigens sehr stark Christen und Muslime. Es ist zu hoffen, dass dieses weitgehend friedliche Miteinander auch in Zukunft erhalten bleibt. Der Glaube hat seinen Platz im Alltag und scheint dort auf -

das gehört zu den vielen inneren Werten, die die Afrikaner und der ganze globale Süden uns Europäern vermitteln können. Wenn Sie so wollen: ein Stück Entwicklungshilfe für den globalen Norden.

Sternsinger

Königlicher Besuch zum Jahresbeginn

Der Dezember ist geprägt von der Advents- und Weihnachtszeit. Für uns persönlich sind die letzten und die ersten Wochen eines Jahres jedoch aus einem anderen Grund ganz besondere Wochen: Es ist nämlich wieder Sternsingerzeit. So wie wir früher gefragt wurden, fragen wir heute die Kinder in den Gemeinden: „Möchtest du Sternsinger sein?“ Häufig blicken wir dann in fragende Gesichter. „Bei nasskaltem Schneematschwetter von Haus zu Haus ziehen und um Geld ‚betteln’? - Wozu?“

„Kann ich das auch, obwohl ich evangelisch bin?“ Und am Ende entscheiden sich doch jedes Jahr unzählige Kinder, sich auf den Weg zu den Menschen in ihren Stadtteilen zu machen. Viele von ihnen erfahren: Einmal dabei, immer dabei – ein Erlebnis, das man nicht vergisst!

Seit 1958 stellt die Sternsingeraktion in Deutschland die weltweit größte Hilfsaktion von Kindern für Kinder dar. Die Sammelergebnisse weisen darauf hin, dass viele Menschen bereit sind, den Sternsingern sowohl ihr Herz als auch den Geldbeutel zu öffnen. Für viele ist es eine Selbstverständlichkeit, dass das neue Jahr mit den Sternsingern beginnt, unabhängig von Konfession und Glaubensrichtung. Nicht selten bekommen wir auf die Frage hin, ob der Segen an die Tür geschrieben werden darf, die Antwort: „Ich bin zwar nicht von eurer ‚Fraktion’, aber schaden kann so ein

Segen ja nicht!“. Den Menschen scheint bewusst zu sein, dass der angeschriebene Segen mehr ist als nur eine folkloristische Aktion der katholischen Kirche. Mit geweihter Kreide wird der Segen an die Tür geschrieben. Im Jahre 2012 lautete die Segensformel: 20+C+M+B+12. Eingerahmt von den Ziffern des jeweiligen Jahres stehen die Buchstaben C, M und B für den lateinischen Segensspruch „Christus mansionem benedicat“ – Christus segne dieses Haus. Der Stern steht für den Stern von Bethlehem, die drei Kreuze symbolisieren den dreifaltigen Gott: den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist.

Die Sternsinger erinnern uns jedes Jahr aufs Neue an die Weisen aus dem Morgenland, die laut Matthäus-Evangelium dem Stern nach Bethlehem gefolgt sind, um dem neugeborenen König der Juden zu huldigen. Im Vertrauen auf Gott haben sie sich auf einen ungewissen Weg gemacht. Sie hatten den Mut aufzubrechen. Einfach war die Entscheidung für die Sterndeuter, die wir heute als die Heiligen Drei Könige verehren, sicherlich nicht. Doch sie hatten begriffen: Verändern und bewegen kann man nur etwas, wenn man sich etwas zutraut, etwas wagt und sich auf den Weg macht. Am Ende ihres Weges wurden sie reich belohnt: Sie fanden das Jesuskind, den Heiland, und waren tief berührt von der Größe Gottes, der sie sicher in Gestalt des Sternes geführt hat. Die kleinen Sternsinger weisen uns zu Beginn des Jahres darauf hin, dass sich Gott mit uns auf den Weg durch das Jahr und unser Leben macht. Der Segen an der Tür erinnert uns daran, dass Gott stets bei uns ist; wir müssen uns nur auf den Weg zu ihm machen. Ein (Lebens)Weg, der voller Überraschungen steckt.

Die Sternsinger können uns dabei als Vorbild dienen. Sie trotzen allen Widrigkeiten wie Schnee, Regen und Kälte. Und ihnen wird schnell bewusst: Die Mühen lohnen sich, so wie im richtigen Leben. Denn meist werden sie freundlich empfangen. Offensichtlich spüren die Menschen die Freude der Kinder und öffnen ihnen die

ST. MEDARDUS

Türen bereitwillig, selbst wenn man zu einem unpassenden Augenblick kommt… Oft wird die gesamte Familie (einschließlich der Haustiere) zusammengerufen, um die Sternsinger „in Aktion“ zu erleben. Die Sternsinger machen die Erfahrung, eingelassen zu werden: Sie klopfen an Türen und werden hereingebeten zum Tannenbaum, manchmal auch bewirtet. Da fällt es schwer aufzubrechen und gleich weiterzugehen. Mitunter sind es aber auch die traurigen Momente, die den kleinen Königen und uns als Begleitern in Erinnerung bleiben und nachwirken. So treffen wir auch auf Menschen, die gerade durch den Verlust eines lieben Menschen tieftraurig sind. Diese öffnen nicht selten den Kindern gegenüber ihr Herz und erzählen von ihrem Kummer oder ihrer Einsamkeit. Wenn sie dann still und andächtig und voller Freude über den Besuch der Sternsinger den Segen empfangen, wird uns immer wieder aufs Neue bewusst, dass es sich lohnt, „sich auf den Weg zu machen“, um so ein kleines Stück von Gottes Wirken in unserem Leben zu erfahren.

Taufe Jesu – und unsere Taufe

Der EKD Ratsvorsitzende und Präses der rheinischen Kirche Nikolaus Schneider nannte die Taufe bei einem Gottesdienst in Meinerzhagen die Nabelschnur, die uns mit Gott verbindet. Das ist ein gutes Bild. Die Taufe ist eine Nabelschnur, durch die Gottes Kraft und Liebe und Nähe in unser Leben kommt. Allerdings: es gibt keine Abnabelung. Man kann sich abnabeln von den Eltern, von Freunden, auch von der Kirche - aber nicht von Gott. Gott jedenfalls kündigt seine Beziehung zu uns nie. Wir können noch so verrückte oder schlimme Wege gehen: er wartet, er bleibt offen, er schreibt uns nicht ab. Die Taufgnade bleibt im Menschen, die Taufe ist ein Gottesgeschenk, das Gott nicht zurücknimmt. Das Geschenk ist in keinem Laden zu kaufen und nicht für alles Hab und

Gut der Welt zu bekommen, - so wenig wie man Freundschaft und Liebe für Geld kaufen kann. Freundschaft und Liebe geschieht, es funkt, ich kann es nicht planen, ich kann es nur geschehen lassen - es ist eine Gnade. Ich kann Freundschaft nicht einklagen und einfordern, ich kann Liebe nicht erzwingen und produzieren - ich kann sie nur annehmen und erwidern und mich dafür offen und bereit halten.

So ist es auch mit der Beziehung zu Gott: „Da öffnete sich der Himmel, und eine Stimme sprach: Das ist mein geliebter Sohn.“ So, in großartiger Bildsprache, das Matthäusevangelium über die Taufe Jesu (Mt 3,17). Auch über unsere eigene Taufe lässt sich das so sagen. Jedes Mal, wenn ein Mensch getauft wird, „öffnet sich der Himmel.“ Und wohl jedes Mal, wenn eine gute, heilsame Beziehung unter Menschen entsteht, „geht der Himmel auf“ über mir - ein Stück Himmel zumindest!

Ich wage die Behauptung, dass die wenigsten Christen sich an die eigene Taufe erinnern können. Auch bei mir ist das ein Tappen im Dunkeln. Es gibt lediglich eine Urkunde, die mir in Erinnerung bringt, dass wohl etwas drei Wochen nach meiner Geburt am 21. September 1957 in der wunderschönen Wiblingwerder Kirche an mir geschehen ist. Und

– so wie ich mich kenne – dürfte ich wahrscheinlich die Taufe verschlafen haben - ich habe früher viel in der Kirche geschlafen, sagten meine Eltern. Das hat ja auch etwas Eigentümliches: Gott spricht mich an, und ich schlafe, andere schreien, manche herzzerreißend – wie auch immer. Die Taufe ist wohl das einzige Sakrament, das ich verschlafen kann. Vielleicht gut, für die Verwandtschaft, besser noch für den Pfarrer, der mich taufte, aber für das Taufbewusstsein ist es nicht so prickelnd. Deshalb ist es gut, wenn es heute Erinnerungszeichen gibt – Taufkerzen, Urkunden, Einladungen zur Tauferinnerung. Denn das Einmalige läuft ins Leere, wenn es nicht zur Auffrischung kommt. Gott hat mich in seine Gemeinschaft gerufen, einen Bund mit mir geschlossen, im Grunde ja einen Vertrag, ‚ich bin bei dir, ich gehe mit dir, ich halte dich, auch wenn du zu fallen drohst‘, und das nicht nur in Zeit, sondern auch in Ewigkeit. Sollte das im Leben dann wirklich kaum noch eine Rolle spielen? Oder gar daran hängen, wie gut ich den Glauben festhalte? – und Gottes Zusage ist weg, wenn ich nicht so wacker im Glauben und nicht voll „christlich durchtrainiert“ bin?

Manchmal singen wir: Ich bin getauft auf deinen Namen, Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Es ist gut, sich zu erinnern. Die Taufe ist einmalig, aber sie bleibt nicht einmalig. Sie ereignet sich, aber sie bleibt nicht dabei stehen.

Allianzgebet für unsere Stadt:
Liebesbrief an Lüdenscheid

Liebes Lüdenscheid,
Du wirst Dich wahrscheinlich wundern, dass ich Dir einen Brief schreibe. Aber Du bist meine Heimatstadt. In Dir lebe ich, von Dir lebe ich und manchmal betrachte ich Dich nachdenklich. Das, was ich da sehe, bewegt mich, und deshalb möchte ich es Dir einmal sagen.

Ich frage mich z. B., wie Du im Jahre 2030, also in 18 Jahren aussehen wirst?
Wird die soziale Schere noch mehr auseinanderklaffen? Werden die Fußball- und Sportvereine wie Rot-Weiß Lüdenscheid, die Turbo Schnecken, der SC oder Tura Brügge noch bestehen? Was bedeutet dir die Bildung und Erziehung? Wie wird es den Kindern der Eltern gehen, die sich in den letzten 10 Jahren in Dir haben scheiden lassen? Womit werden wir Lüdenscheider beschäftigt sein? Werden wir Antworten auf die vielen Fragen gefunden haben, die uns heute umtreiben?

Du bist 975 Jahre alt. Wie wird es mit Dir weitergehen? Wenn ich von einer langen Reise zurückkehre, frage ich mich oft: „Lüdenscheid, wo willst Du hin? Welchen Maßstab willst Du für Dein Handeln anlegen? Welchem Gott willst Du dienen?“

Ich hab Dich gern, Lüdenscheid. Nicht so sehr als Einkaufsstadt oder wegen Deiner Freizeit- und Kulturangebote. 2010 wohnten in Dir 75 463 Menschen. Das sind 75 463 Persönlichkeiten. Jeder hat seine eigene Geschichte, jeder ist auf der Suche nach Orientierung und nach einem Sinn für sein Leben.

Ist Dir eigentlich klar, dass Du ein Teil der großen Schöpfung Gottes bist? Du hast viel Natur um dich herum. Das Sauerland mit sei-

nen tausend Seen und Talsperren! Ist ein attraktives Erholungsgebiet und über Deine Grenzen weit bekannt. Ich kann nur staunen über die Vielzahl Deiner grünen Oasen. Daran erfreuen sich Deine Bürger. Diese Natur gilt es zu bewahren. Leider macht aber auch hier die Umweltgefährdung nicht halt.
Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, hat Dir vieles gegeben, damit es den Menschen zum Wohle dient. Ich wünsche Dir von Herzen, dass Deine Politiker in der Verantwortung vor Gott das Beste tun zum Wohl der Einwohner.

Unter Deinen Sehenswürdigkeiten ist auch eine Gedenktafel, die an das Leiden von Juden, Oppositionellen und anderen Menschen, die entsprechend der menschenverachtenden Ideologie der Nationalsozialisten verfolgt wurden, erinnert. Eine Erinnerung an böse Zeiten und ein Mahnmal für den Frieden.
Liebe Stadt - weißt Du, was zu Deinem Frieden dient?

Liebe Heimatstadt,
Machst Du in dem Ansehen je nach Einfluss und wirtschaftlicher Macht Unterschiede? Wie sieht dein Gefälle aus zwischen Armen und Reichen?
Ich möchte Dir zu bedenken geben: vor Gott sind alle Menschen gleich. Ich wünsche Dir, dass Du in der Verantwortung vor Gott Deine politischen Entscheidungen triffst. Die haben Auswirkungen auf lange Zeit. Denke deshalb vor allen Dingen an die Menschen in Dir und an ihr Wohl.
Ich weiß: Du willst keinen sozialen Unfrieden. Trotzdem kannst Du ihn nicht verhindern. Die Verantwortung erfordert weise Entscheidungen.
Das möchte ich Dir sagen: Gott bietet Dir seine Hilfe an. Er sagt: „Ich will dich unterweisen und dir den Weg zeigen, den du gehen sollst. Ich will dich mit meinen Augen leiten.“ Diese Verheißung gibt der lebendige Gott denen, die auf ihn vertrauen wollen. Ob Du das willst, weiß ich nicht.

Liebe Heimatstadt - wer weiß besser als Du, dass alle Dinge einem ständigen Wandel unterliegen? Von der wachsenden Bedeutung des Metallhandwerks, vor allem der Drahtherstellung um 1400 über die Textilindustrie 1740 bis zur Industrialisierung um 1845. Von der modernen Metallverarbeitung bis hin zur Knopfindustrie hast du vieles erlebt. Heute ist die Elektrotechnik, die Eisen-, Blech- und Metallverarbeitung, der Maschinenbau und die Kunststoffverarbeitung dein Markenzeichen. Auch die Licht- und Leuchtenindustrie genießt weltweit einen ausgezeichneten Ruf. Ja, Du bist heute der gesellschaftliche und kulturelle Mittelpunkt des Märkischen Kreises. Man nennt dich „Stadt des Lichts!“

Bei einer Anzahl von 15.585 Paaren in der Stadt Lüdenscheid liegt eine Scheidungsrate von 54,2 Prozent vor. Eine ernüchternde und erschütternde Zahl. Wie wird es im Jahre 2037 aussehen, in 25 Jahren? Hast Du Dir darüber schon einmal Gedanken gemacht?

Eine ungute Entwicklung, die schwerwiegende Folgen hat. Fehlt es in Deiner Stadt an Liebe und Vertrauen? Hast du verlernt, Beziehung zu bauen und zu leben? Wo findet man in Dir wirklich Liebe, Vertrauen, Zuwendung und Geborgenheit? In den Familien? Auf der Straße? In den Betrieben. Büros und Fabriken? In den Schulen? In den Parteien? In den Sportvereinen? In den Kirchen?

Das darfst Du wissen, meine Stadt: Eines hat sich nicht geändert: Es gibt den lebendigen Gott, der Dich liebt. Trotz Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit, Kälte, Lieblosigkeit und Finsternis, trotz vieler Lichter.
Gottes Wirken sucht die Gemeinschaft mit seinen Geschöpfen, Das ist Hoffnung für unsere Stadt: Die Begegnung mit Jesus Christus verändert Menschen, heilt Persönlichkeiten und Ehen, führt Familien wieder zusammen. Lüdenscheid, hier ist Zukunft! Nimm sie an!

Jesus sagt: „Wer mich sieht, sieht den Vater."

Das ist die Chance für uns, Gott kennen zu lernen. Vor allem dadurch, dass wir in der Gemeinschaft mit Christen in der Bibel lesen, was Jesus gesagt hat und was er gelebt hat. Wenn Du das tust, wirst Du merken, dass Jesus nicht weltfremd war, sondern ganz unmissverständlich gesagt hat, was Leben ist. Vor allem stellt er jeden Menschen, Dich und mich, vor die Entscheidung für oder gegen Gott. Ich weiß schon, dass wir moderne Menschen uns gerne hinter Thesen zurückziehen wie etwa: Alles ist relativ, nichts ist absolut schlecht.
Wenn alles gleich gültig ist, dann wird auch alles gleichgültig. Auf diese Weise entziehen wir uns unserer Verantwortung Gott und den Menschen gegenüber. Gott ist ganz anders und lädt Dich ein: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig. So werdet ihr

Frieden finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“

Ich möchte Dich herausfordern, auf die Suche zu gehen nach diesem lebendigen Gott, der uns durch Jesus begegnet. Jesus sagt von sich: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater als durch mich.“

Kennst Du eigentlich den Schatz in Deinen Grenzen? Nicht von Gebäuden, Denkmälern oder Wertgegenständen in stählernen Tresoren rede ich. Nein, ich meine die Christen, z. B. in evangelischen und katholischen Gemeinden, in Freikirchen, in eigenständigen Werken wie dem Christlichen Verein Junger Menschen (CVJM). Sie kennen sich oft untereinander kaum oder gar nicht. Trotzdem haben sie ein Ziel gemeinsam: Sie wollen Christus und damit auch Dir dienen. Manches miteinander wird auch schon gesucht. Das ist gut! Welch eine Hoffnung für unsere Stadt, wenn dieser Schatz erkannt wird. Kleine Dienste formen sich dann zu einem großen Ganzen.

Mein liebes Lüdenscheid, freue Dich über diesen Schatz: Lass ihn nicht ungenutzt, sondern gib ihm Raum, damit er Dir weiterhin uneigennützig dienen kann. Ich wünsche Dir so sehr, dass Du einen Weg, einen Maßstab und den Gott findest, für den es sich lohnt, zu leben, der Hoffnung für Dich hat.

Für die Zukunft wünsche ich Dir alles Gute! Und den Segen dieses Gottes!

Gemeinsame Wege

Was Gott aus einer Wahrsagerin machen kann – Eine kleine Staungeschichte

Tatsächlich: Auslöser für das Zusammengehen der „Gemeinsamen Wege“ war das Auftreten einer Wahrsagerin im Sterncenter unserer Stadt. Wir waren als Christinnen und Christen betroffen über die Schlange Ratsuchender. Vertreter und Vertreterinnen der evangelischen, katholischen und freikirchlichen Gemeinden fanden sich zusammen und fanden: Wir haben als Christen unserer Stadt mehr zu bieten für die Menschen unserer Stadt. Das befreiende, heilsame, lebensspendende Evangelium soll unseren Bürgerinnen und Bürgern befreiend, heilsam und lebenspendend begegnen und zugute kommen in Tat, Wort und Gebet. Und so wurde die Idee der „Gemeinsamen Wege“ geboren, das Zusammengehen aller evangelischen, katholischen und freikirchlichen Gemeinden unserer Stadt Lüdenscheid. Das alles war 2009.

Seitdem gibt es 4 - 5 mal im Jahr gemeinsame Aktionen auf dem Sternplatz; daneben gemeinsame Veranstaltungen wie den Europatag in Lüdenscheid, gemeinsames Aufsuchen und Dank an Menschen wie z. B. das Überbringen von Dankesbriefen, Neuem

Testament und einem süßen Gruß zur Polizeistation, das jährliche gemeinsame Einladungsschreiben an die Ratsmitglieder zum Allianzgebetsabend im Bürgerforum und dazu das Übersenden der aktuellen Jahreslosung für das bevorstehende Jahr an alle Ratsmitglieder; und die gemeinsame Trägerschaft für den Allianzgebetsabend im Bürgerforum. Gemeinsam wird vorbereitet, durchgeführt, getragen, gestaltet, vom Bürgermeister das aktuell vordringliche Thema unserer Stadt erfragt, GesprächspartnerInnen eingeladen, interviewt, begegnet, gut vorbereitet, der Abend gemeinsam erlebt und gefeiert.

Anschließend werden die Anliegen unserer Stadt in einem Gebetsbrief zusammengefasst, an alle Gemeinden verschickt und ein Jahr lang dort in den Gottesdiensten umbetet. Bis zum nächsten Allianzgebetsabend im Bürgerforum.

Das Jahr über halten die „Gemeinsamen Wege“ die Augen auf: „Wo braucht uns unsere Stadt?“ Denn wir wissen und wollen: „Suchet der Stadt Bestes“ (Jer 29, 7). Deshalb Beten und Bauen, Halten und Handeln, Trachten und Tragen im Namen des Höchsten für die uns anvertraute Stadt!

Eigene Wege – Gemeinsame Wege

Als gelegentlicher Zuschauer von „Wer wird Millionär" bin ich fasziniert, wenn Kandidaten, trotz Nichtwissen, allein durch logisches Denk- und Kombinationsvermögen zum richtigen Ergebnis kommen. Um diese Art Denken zu üben, habe ich mein eigenes Ratespiel erfunden. "Wer – wohin" heißt es. "Wer", das sind die Menschen, die mir fast jeden Sonntagmorgen auf der Fahrt zum Gottesdienst begegnen. Ihr "Wohin", versuche ich anhand von Garde-

robe und Bewegungsprofil zu erraten. Die "Wer" Fragen sind leicht zu lösen, weil sonntags zwischen 9 und 10 Uhr eigentlich nur zwei

Gruppen Menschen unterwegs sind. Kirchgänger und Brötchenholer. Die Brötchenholer, in schlabberige Ballonseide gewandet, sind eindeutig bunter als die Kirchgänger. Ihr "Wohin" stellt ratetechnisch keine Herausforderung dar. Leerer Leinenbeutel – zum Bäcker, volle Tragetasche - Rückweg, so einfach ist das.
Interessanter ist die weniger bunte Truppe der Kirchgänger. Sie versuche ich quasi im Vorbeifahren den unterschiedlichen Kirchen zuzuordnen. Mein Spiel beginnt an der Fußgängerampel Freiherr-vom-Stein-Straße, wo eine Gruppe gepflegt gekleideter Leute die Straßenseite wechselt. Ruhiger Gang, das nahe Ziel im Blick – die Indizien deuten auf Gottesdienstbesucher von St. Joseph und Medardus hin. Gegenüber, Sauerfeld abwärts, ist eine Familie zügig unterwegs. Die Zeit scheint zu drängen. Ich vermute sie auf dem Weg zum Gottesdienst in der Freien Gemeinde Börsenstraße.
Am Bräuckenkreuz queren Gottesdienstbesucher die Talstraße. Ihr Ziel kann nur die Auferstehungskirche am Höher Weg sein. An der Ampel, gegenüber und rechts von mir, warten inzwischen einige Leute meiner Gemeinde im Auto geduldig auf "Grün".

So haben viele Christen, entsprechend ihrer Konfession, sonntags ihre gewohnten Lauf- oder Fahrwege zu den Gottesdiensten. Woche für Woche, Jahr für Jahr, gehen oder fahren sie ihre eigenen Wege in ihre "eigene" Gemeinde. Wie wäre es, wenn in diese guten Gewohnheiten hier und da ein bisschen Abwechslung käme?

Vor einigen Jahren haben sich Christen aus der bunten konfessionellen Vielfalt Lüdenscheids an einem Tisch zusammengefunden und sich mit der Frage beschäftigt, ob es wohl möglich wäre, das gewohnte eigene Wegenetz zu erweitern, um gemeinsam neue Wege auszuprobieren.
Geht das? Ja es geht. Es geht da, wo Christen das in den Blick nehmen, was sie verbindet: der Glaube an Jesus Christus. Den Anderen kennenlernen, ihm zuhören und ihn in seinem Glauben verstehen wollen, statt rechthaberisch über Unterschiede zu streiten,

sind Voraussetzungen dafür. Mit dieser Bereitschaft ist die "Gemeinsame Wege"- Initiative unterwegs und meist vor Feiertagen wie Ostern, Pfingsten oder Erntedank auf dem Rathausplatz präsent. Den eigentlichen Sinn dieser Feiertage wieder ins Bewusstsein holen, gemeinsam für den Glauben werben, ist das verbindende Anliegen.
Dieses gemeinsame Auftreten von katholischen, evangelischen und freikirchlichen Christen wird häufig positiv verwundert wahrgenommen. Immer wieder kommt es in Gesprächen mit Passanten zu tollen Begegnungen. Keiner macht Werbung in eigener Sache und so passiert es, dass ein Mitarbeiter aus der Freikirche einem Ehepaar Mut macht, wieder den Weg in seine (katholische) Kirche zurückzugehen.
Keine Frage, das junge Pflänzchen "Gemeinsame Wege" steckt noch in den Kinderschuhen. Es sind einzelne Mitarbeitende aus den Gemeinden, denen es neben dem gewohnten Gemeindeprogramm ein herzliches Anliegen ist, überkonfessionelle Kontakte zu knüpfen und auf gemeinsamen Wegen Neuland zu betreten.
In kleinen Schritten laufen lernen, damit die großen auch irgendwann möglich werden. Noch ist es für mich Zukunftsvision, dass aus vielen eigenen Wegen ein gemeinsamer wird, aber ich wäre gerne dabei.

Ökumene – Einheit in versöhnter Verschiedenheit

Gebetswoche für die Einheit der Christen (18.-25. Januar)

Weltweit begehen Christen aller Konfessionen jedes Jahr die „Gebetswoche für die Einheit der Christen“ und bitten gemeinsam um die Überwindung der Spaltung. Die Dringlichkeit dieses Anliegens belegt das Abschiedsgebet Jesu im Johannesevangelium. Hier bittet Jesus nachdrücklich: *Alle sollen eins sein; wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast*. So betet Jesus vor seinem Leiden und Sterben. Es ist sein Vermächtnis an uns.

Dieser biblische Auftrag zur Einheit aller Christen verlangt nach einer Antwort in unserem Leben und macht ökumenische Bemühungen unerlässlich. Ökumene muss daher in unseren Gemeinden gelebt werden, zum Gemeindealltag gehören und darin integriert sein. Aus dem Tun heraus und mit einem wachen Blick können sich dann auch aus den aktuellen Gegebenheiten immer wieder neue Möglichkeiten für ein überkonfessionelles Miteinander ergeben.

Schon lange gibt es auch in unseren Lüdenscheider Kirchengemeinden zahlreiche und gemeinsam geplante Vorhaben: u.a. die regelmäßigen Taizégebete, das Gebet für die Anliegen der Menschen unserer Stadt, der gemeinsame Bußgang quer durch Lüdenscheid, ökumenische Gottesdienste wie der für Unbedachte oder der Weltgebetstag der Frauen, wo wir gemeinsam unsere Anliegen zur Sprache bringen, wie auch die Aktion „Gemeinsame Wege“ auf dem Rathausplatz. Es ließe sich noch vieles ergänzen - jedes ein Zeichen für gelebte Ökumene.

Basis und somit verbindend für unser gemeinsames Handeln über alle Konfessionen hinweg ist der Glaube an den dreifaltigen Gott.

Der Glaube an sein Wirken und sein Wort ist das für uns alle geltende Fundament und somit unverrückbar, während Entwicklungen im Laufe der Kirchengeschichte veränderbar sind. Von daher dürfen wir das Bemühen um Einheit aller Christen nicht als ein Streben nach Einheitlichkeit oder Uniformität verstehen. Vielmehr ist vieles im Laufe der Zeit aufgrund unterschiedlicher Denkweisen und Kulturen, Traditionen, Bräuche und Formen, in denen der Glaube bekannt wird, gewachsen.

Ziel von Ökumene kann daher nicht eine Einheitskirche sein, in der man sich anpasst oder falsche Kompromisse schließt, sondern eine „Einheit in Vielfalt“ bzw. eine „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“, in der wir unsere Unterschiede gelten lassen, uns aber im gemeinsamen Glauben eins wissen. Während wir in der eige-

nen Konfession beheimatet sind und ihren Reichtum schätzen dürfen, braucht es anderen gegenüber Respekt, Toleranz und Offenheit.

So können wir voneinander lernen, uns gegenseitig bereichern und im Dialog weiterkommen. In solch einer Begegnung auf Augenhöhe ist es möglich, den Glauben zu vertiefen, Gemeinsamkeiten neu zu entdecken und zu stärken und Übereinstimmung anzunehmen. Wir brauchen aber auch keine Angst davor zu haben, Verschiedenheiten hinzunehmen, immer im Vertrauen auf das Wirken des Hl. Geistes, der unser Denken und Leben verändern und erneuern will. Wenn wir versuchen, aus dem Geist Gottes zu leben und dafür Zeugnis geben, spiegeln wir etwas von der Einheit der Liebe wieder, die Jesus mit seinem Vater ist, eine Einheit durch Verbindung von innen. Dadurch kann nach außen etwas von dem sichtbar werden, wie Gott ist. Jesus konkretisiert es in seinem Abschiedsgebet so: *Ich habe ihnen deinen Namen bekannt gemacht und werde ihn bekannt machen, damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen ist und damit ich in ihnen bin*.

Um in einer immer säkularer werdenden Gesellschaft ausreichend wahrgenommen zu werden, ist es wichtig, dass Christen unterschiedlicher Konfessionen gerade auch in sozialen, ethischen, ökologischen und Fragen in Bezug auf Frieden und Gerechtigkeit in der Öffentlichkeit mit einer Stimme sprechen.

Trotz all unserer ökumenischen Bemühungen müssen wir uns eingestehen, dass nicht wir selbst eine Einheit unter den Konfessionen herbeiführen können, sondern dass wir sie immer als ein Geschenk Gottes erhalten. Dies geschieht jedoch nicht ohne unser Bemühen und Handeln und unser Gebet um das Wirken des Heiligen Geistes als dem Vollender der Einheit unter allen Christen.

Eucharistische Anbetung

In der kleinen Kapelle von St. Joseph und Medardus besteht schon seit über 20 Jahren die Möglichkeit, wochentags einen kurzen Augenblick oder auch eine Stunde im Gebet zu verweilen –und zwar vor dem „ausgesetzten Allerheiligsten“, wie Katholiken sagen. Das heißt: vor dem Leib Christi in einer Monstranz, einem kostbar eingefassten Gerät, in dessen Mitte das Brot der Eucharistie gezeigt wird. Gegenwart Jesu in diesem Brot!

Für mich ist es eine Freude und inzwischen auch eine gute Tradition geworden, dort in der Kapelle wöchentlich eine Stunde anwesend zu sein, zu verweilen. Meistens verspüre ich nach dieser Zeit neuen Schwung und inneren Frieden.

Die eucharistische Anbetung ist eine von vielen Möglichkeiten, Jesus nahe zu sein. Es ist ein Ausruhen – Ruhen – Schweigen – Gebet. „Er schaut mich an, und ich schaue ihn an. Das ist genug!“, sagte ein einfacher Bauer aus dem winzigen Dorf Ars seinem Pfarrer Jean Vianney, dem heiligen „Pfarrer von Ars“, als der ihn fragte, warum er denn oft stundenlang so ruhig in der Kirchenbank sitze und unablässig zum Altar schaue.

Jesus weiß, dass wir sehr beschäftigt sind: z.B. in der täglichen Arbeit und der Sorge für die Familie - wir haben genug zu tun! Deshalb sagt Jesus zu uns: „Kommt mit mir an einen einsamen Ort, wo wir allein sind, und ruht ein wenig aus“ (Mk 6,31). An anderer Stelle lädt er uns ein: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken“ (Mt 11,28-30).

Von der Kraft seiner Nähe lesen wir auch im Lukasevangelium (10,38-42). Maria, die Schwester von Marta setzt sich Jesus zu Füßen und lauscht seinen Worten. Auch sie will in seiner Gegenwart verweilen - sie will bei ihm sein. Wenn man jemanden liebt, ist es eine große Freude, mit ihm zusammen zu sein: Gespräch, Schweigen, Stille, einfach miteinander da sein.

In diesem Sinne bedeutet eucharistische Anbetung nicht, eine fromme Leistung zu erbringen. Allerdings bedarf es wohl einiger Geduld, um im Herzen spüren zu können, dass auch Jesus uns nahe sein möchte - und zwar ganz persönlich, so wie er Maria von Magdala nach seiner Auferstehung liebevoll bei ihrem Namen ruft: „Maria!“ (Joh 20,11-16).

Vielleicht möchten Sie diese Form der Anbetung einfach einmal ausprobieren – eine alte Tradition mit neuem Schwung entdecken!

Anbetung – die Knie beugen

In einer katholischen Kirche findet man im Eingangsbereich ein Weihwasserbecken. Ich tauche meine Fingerspitzen hinein und berühre in Erinnerung an meine Taufe mit dem Kreuzzeichen meine Stirn, die Brust und die Schultern. Das tue ich mit Bedacht, nicht „gewohnheitsmäßig“ oder mechanisch. Dazu bete ich: „Ich bin getauft im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen

Geistes.“ Damit bekräftige ich: Ich gehöre zur Gemeinschaft der Christen. Hier in der Kirche bin ich im Hause Gottes, und ich möchte Ihm meine Ehrfurcht zeigen. Darum mache ich eine Kniebeuge – eine erste, stille Form der Anbetung –, bevor ich mich in eine Bank setze oder knie.

Kniebeuge und Knien sind deutliche Zeichen für meinen Glauben an den allmächtigen, dreifaltigen Gott, der hier im Tabernakel in den Gestalten von Brot und Wein wahrhaftig zugegen ist. Der Ausdruck der Verehrung – der Demut, der Anbetung – sollte für einen Christen eine Selbstverständlichkeit sein. Es ist eine bedeutsame Hilfe, ganz real die Knie zu beugen: Eine bewusste Kniebeuge ist ein sichtbares, spürbares Bekenntnis. Ich knie nieder vor dem großen, guten Gott, dem Ewigen, dem Schöpfer und Erhalter der Welt, dem ich Ehre erweisen, meine Ehrfurcht zeigen möchte. Ehrfurcht vor Gott – das ist nicht eine Furcht vor Strafe, sondern Furcht, die Ehre Gottes anzutasten: Gott ist der Herr.

Ehrfürchtiges Staunen über Gott und Lobpreis Seiner Taten werden schon in den Psalmen immer wieder deutlich. „Groß sind die Werke des Herrn.“ (Ps 110, 2), „Danket dem Herrn, denn Er ist gut, Seine Gnade währet durch alle Zeit.“ (Ps 117, 1), „Alles lobe den Namen des Herrn, erhaben ist Sein Name allein.“ (Ps 148, 13).

„Himmel und Erde sind erfüllt von Deiner Herrlichkeit“, beten wir im Sanctus jeder heiligen Messe. „Kommt, lasset uns anbeten“, „Lasst uns vor Ihm niederfallen…“. Solche Aufforderungen zu Dank und Lob singen wir in vielen Liedern und bedenken sie in Gebeten. Der Mensch ist von Gott angesprochen, ins Leben gerufen. Es geht nicht nur um das einmalige schöpferische Tun Gottes, sondern ebenso um Seine Liebe, Sein Licht, die Gaben und Aufgaben, die Er jedem schenkt. In Kunst, Musik, Literatur und Naturwissenschaften – überall haben Menschen die Erhabenheit und Größe Gottes erkannt. Der Naturwissenschaftler Johannes Kepler (1571 – 1630)

bekennt: „Ich habe die Herrlichkeit Deiner Werke den Menschen kundgetan: Von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge, das, was wir noch nicht kennen und der Bruchteil, der uns bekannt ist. Ihm sei Lob, Ehre und Preis.“

Gott ist da – immer und ewig. Er selbst sagt von sich: „Ich bin der Ich-bin.“ Er ist Person aus sich selbst. Der Mensch wird erst Person durch Seine Anrufung. So hat er auch mich beim Namen gerufen und meint mich persönlich. Er schenkt mir Einzigartigkeit unter den unzähligen Menschen und ruft mich als Sein Kind. Als Kinder Gottes dürfen wir Ihm unsere Bitten und Sorgen vortragen. Vergessen wir aber nicht, dass Jesus in der Bergpredigt sagt: „ Euer Vater weiß, wessen ihr bedürft, noch ehe ihr ihn darum angeht.“ Leider versäumen wir allzu oft, Gott für Seine Hilfe, Seine Zuwendung, Seinen Schutz, Seine Liebe zu danken.

Die wichtigste und schönste Form des Gebetes ist die Anbetung: Hier tritt die Person des Beters in den Hintergrund. Er dankt und bittet nicht für sich oder andere. Er betet Gott selbst an in Ehrfurcht und Ergriffenheit. Oft fehlen die Worte! Der Mensch versinkt in ehrfürchtigem Schweigen. Meister Eckhart betrachtet das Stillwerden als die Grundvoraussetzung dafür, dass Gott in uns spricht. „Die Stille, am Ende ist sie das Wort Gottes selber“, schreibt Stefan Andres in „Wir sind Utopia“.

Diesem unbeschreiblich großen, erhabenen, ewig treuen Gott dürfen wir uns nähern. Nicht kleinmütig und verzagt, sondern mit großer Freude und Sehnsucht. Jesus hat uns gelehrt, Ihn in kindlichem Vertrauen mit „Abba, lieber Vater!“ anzureden. Ihm dürfen wir uns anbetend mehr und mehr nähern und uns in seiner unendlichen Liebe geborgen fühlen. Der heilige Augustinus bekennt: „Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in Dir“.

Mit Gottes Segen leben

Wer von Ihnen hat davon gehört, dass Menschen in zurückliegender und vereinzelt auch in heutiger Zeit das Brot segnen, bevor es zum ersten Mal geschnitten wird? Wer ist als Kind für den Schulweg und den Schulunterricht oder vor einer Klassenfahrt von Mutter oder Vater gesegnet worden? Ich habe von manchen inzwischen Erwachsenen gehört, dass sie sich vielfach nicht mehr an die Worte, wohl aber an die Geste erinnern und es ihnen gut getan hat.

Das Wort Segen kommt von dem lateinischen signum und heißt Zeichen. Segnen heißt also ein Zeichen geben. Im Namen Gottes segnen meint folglich in Verbindung mit einer Geste – meist durch Auflegen der Hände – das Zeichen der Nähe, der Begleitung, der Stärkung und der Bewahrung durch Gott anzeigen. Insofern liegt im Segnen Ermutigung Verheißung, Zuversicht und Trost.

Ein Segenswort erinnert und lädt ein, Gott mit auf den Weg zu nehmen: mit in vor mir liegende Begegnungen, die gut werden mögen; mit zu den Aufgaben, um die ich schon weiß oder gelassen, besonnen und gestärkt auf Neues zugehen zu können. Ein Segenswort kann helfen, angst- und sorgenfreier die Aufgaben der kommenden Tage in den Blick zu nehmen. Ein Segenswort kann helfen, mich an Gottes Zusage zu erinnern, mir Hirte, Burg oder Fels sein zu wollen. Ein Segenswort kann in Bewegung bringen. Und noch vieles mehr.

Und dann gibt es daneben unzählige Situationen, in denen ein als segensreich erlebtes Segnen ganz ohne Worte geschieht: …einfach ein besonderer Moment, wo uns jemand durch eine Berührung ... durch ein begleitendes Schweigen oder einen Blick, durch ein Geschenk oder einfach ein Da-Sein zur richtigen Zeit, am richtigen

Ort vermittelt hat: „Ich denke an dich!“, „Du bist nicht allein!“, „Ich wünsche dir Gutes!“

Segenserfahrungen – mit oder ohne Worte – sagen mir: Wer sich so zu mir stellt, dem bedeute ich etwas, dem liegt daran, dass ich mich hoffnungsvoll auf meinen Weg begeben kann, dass ich mich zuversichtlich meiner Situation stellen kann.

„Für viele Menschen … hat gerade der zugesprochene Segen eine wichtige Bedeutung: Bedingungslos eine positive Zusage zu bekommen, ist keineswegs alltäglich. Und zu den Entdeckungen der therapeutischen Arbeit gerade auch außerhalb des kirchlichen Rahmens gehört genau das, was im religiösen Leben schon immer durch die Segenshandlungen einen festen Platz hatte: Dass wir bestimmte Dinge einfach von außen, von einer anderen Person zugesagt bekommen müssen, um von dem ‚Alles-Selber-Können-Müssen‘ entlastet zu werden.“ (Segensworte und Segensgesten – Heft 72, Beratungsstelle für Gestaltung, Frankfurt/M. S. 16)

In dem neutestamentlichen Gleichnis ‚Vom verlorenen Sohn‘ begegnet uns der Vater als jemand, der nicht danach fragt und erst recht keine Erklärung dafür erwartet oder gar fordert, was den Sohn bewogen hat, sich ihm neu anzuvertrauen. Er geht auf ihn zu und schenkt ihm im Zeichen einer Segensgeste seine Güte, seine Freundschaft und seine Anteilnahme.

Solches Gesegnet-werden lässt einen Psalmbeter sagen:
„Darum wende ich mich dir zu, Gott. Deine Güte gibt mir Kraft. Deine Freundschaft ist mir ein Licht. Dein Anteilnehmen lässt mich in Ruhe ansehen, was ich zu schultern habe. So kann ich mit Zuversicht auf den morgigen Tag und die kommende Zeit zugehen. Hoffnungslosigkeit wird mir nicht den Blick verstellen für alle Hilfe, die du mir sein willst und geben kannst.“

Darstellung des Herrn (Mariä Lichtmess)

am 2. Februar – zu Lukas 2, 22 - 40

Da macht sich eine junge Familie auf den Weg zum Jerusalemer Tempel, denn dort ist das jährliche Treffen der Familien mit den neugeborenen Kindern. Familienfest sozusagen. – Was wohl dort im Tempel los gewesen ist? Wie so viele andere Eltern haben sich auch Maria und Josef mit einem Anliegen auf den Weg gemacht: Als Mutter und Vater tragen sie ihr Kind in den Tempel, in das Haus des Herrn. Und das ist mehr, als das Gesetz es vorschreiben kann: Sie wollen ihr Kind Gott anvertrauen, es seinem Schutz unterstellen, seinen Segen erbitten und ein Opfer darbringen.

Da taucht ein Fremder auf, den es in den Tempel gezogen hat. Dieser Mann lebt sein Leben mit einer großartigen Verheißung, mit einem noch nicht eingelösten Versprechen, das in diesem Moment erfüllt wird. Der so bewegte Simeon spricht Josef und

Maria an und teilt ihnen seine ganze Freude mit. Liebevoll nimmt er das Kind in seine Arme. Er hält fest, was er erträumt und erhofft hat. Seine Hoffnung hat Hand und Fuß bekommen. Seine Augen dürfen sehen, und seine Erwartung ist erfüllt. Jetzt kann er in Frieden sterben. Gottes lang ersehntes Heil ist da. Ich stelle mir vor: Das Licht für alle Völker leuchtet in seinen Augen.

Josef und Maria wissen gar nicht, wie ihnen geschieht. Sie kommen aus dem Staunen gar nicht heraus. Und Simeon setzt noch ein Wort, eine Prophezeiung drauf: Ihr Kind soll ein Zeichen sein. Es wird Widerspruch ernten und die Gedanken der Menschen offenkundig machen. All das wird Schmerzen bereiten… Simeon sieht sozusagen bereits das Kreuz des Kindes. Ist er wirr, der alte Mann? Weiß er, was er sagt? Was hat das zu bedeuten? Sie haben doch Hoffnung für ihren Jesus. Sicher wünschen sie ihm Heil und Zukunft, Erfolg und Anerkennung. Sicher glauben sie, dass Gott mit diesem Kind Großes vorhat, aber …

Kaum ist ein Augenblick der Ruhe, da taucht Hanna auf: eine alte Frau, die ihren Lebensabend im Tempel verbringt. Die Schicksalsschläge ihres Lebens haben sie nicht von Gott weggebracht, sondern näher zu ihm hingeführt. Sie ist dauernd mit ihm im Gespräch und erlebt Tag für Tag, was sie zum Leben wirklich braucht. Auch sie wirft einen Blick auf das Kind und lobt und preist Gott. Sie sucht das Gespräch mit all den Leuten, die im Tempel sind, die ihre Hoffnung auf Gott setzen und ganz fest glauben, dass sie von ihren Sorgen und Problemen nicht aus eigener Kraft, sondern nur mit seiner Hilfe loskommen, weil er der Erlöser, der Retter ist.

Mit diesen Eindrücken geht die Familie heim. Das Kind wächst und gedeiht. Alles geht einen guten Gang. Ob Maria und Josef diese Szene im Tempel vergessen haben? Sicher nicht. Sie wird ihnen nachgegangen sein: Was hatte das wohl alles zu bedeuten?

Lukas erzählt uns mit diesen Begegnungen, wie sehnsüchtig das Gottesvolk den Messias erwartete. Obwohl die Verheißung, dass der Retter kommt, uralt ist und obwohl die Menschen mit dieser Botschaft gealtert sind, ist die Sehnsucht ungebrochen, ja, sie ist jugendlich und freudig. Die Gewissheit: - Er ist da! - tut gut, erfüllt das Herz mit Freude, und gibt die Sicherheit: Nun kann ich loslassen. Ich habe nicht umsonst geglaubt, gehofft, gebetet und auf Gott hin gelebt.

So feiern wir am Fest „Darstellung des Herrn“ eine Geschichte erfüllter Hoffnung, gültig für alle Lebenswege. Der Retter ist da! Das gilt auch, wenn das Kreuz seinen Schatten in die Szene und auf das eigene Leben wirft.

In der Ostkirche wird unser Fest übrigens „Fest der Begegnung“ genannt. „Fest der Begegnung“ – Das ist doch wirklich richtig schön, oder?

Dieses „Fest der Begegnung“ habe ich miterleben dürfen, es ist lange her, als Kindergartenkind. Der 2. Februar war ein besonders kalter, dunkler und trister Wintertag. Ich weiß noch, wie mein Vater von der Arbeit nach Hause kam und sich beeilen musste, um mit mir pünktlich in der Kirche zu sein. Mein Bruder war schon vorgegangen, er war Messdiener. Meine Mutter blieb zu Hause, sie war hochschwanger mit meiner Schwester. Ich war müde und ein bisschen maulig, aber es gab kein Entrinnen, ich musste mit. … Und dann waren wir in der Kirche, die mir genauso dunkel und kalt erschien wie die Nacht draußen. Das Licht war spärlich, gerade so, dass man das Nötigste erkennen konnte. Die Weihnachtsbäume standen noch, sie waren unbeleuchtet. Nur das Jesuskind in der Krippe war in warmes Licht getaucht, es zog die Blicke an, es rückte ins Zentrum. Darüber wunderte ich mich, nach meinem Empfinden war Weihnachten doch schon ewig lange vorbei. Wir bekamen Kerzen in die Hand, und der Gottesdienst begann, nicht

wie sonst mit dem Orgelspiel, sondern mit den leisen Gebeten des Pastors. Dann gingen die Messdiener zu den Bänken und entzündeten die ersten Kerzen, und das Licht wurde weitergegeben, es wurde immer mehr und es wurde immer heller und wärmer und schöner, die Orgel begann zu spielen und dann wurden auch noch die Lichter an den Weihnachtsbäumen entzündet.

Die Kirche strahlte – wir strahlten. Und wir gingen mit unseren brennenden Kerzen durch die Kirche zur Krippe. Wir brachten Jesus unser Licht, wir sahen den Sohn Gottes an und ließen uns von ihm ansehen – denn unsere Herzen waren weit geöffnet. Es war heimelig und schön. Es war Weihnachten – mitten im Alltag, ohne pompösen Festglanz, ohne große Aufregung, ohne kostspielige Geschenke. An diesem kalten Winterabend war Weihnachten: Das göttliche Kind nahm seinen Platz ein, es machte uns zu seiner Heimat, machte uns zu Beschenkten. Es war wahrhaftig ein Fest der Begegnung.

Interreligiöser Dialog - Vielfältige Schönheit

Zur Woche der Brüderlichkeit

Drei Wanderer trafen sich zufällig zur Übernachtung an einem gemeinsamen Feuer und kamen ins Gespräch. So erzählte jeder von dem schönsten Park, den er gesehen hatte. „Ich kenne den schönsten“, sagte der Erste. „Er enthält farbenprächtige Blumenbeete, so weit man sehen kann, und duftet wie nichts sonst auf der Welt.“ Der Zweite meinte: “Mein schönster ist eine französische Anlage wie bei Schlössern mit genau abgemessenen Wegen. Er ist mit plätschernden Brunnen geschmückt.“ „Das ist nichts gegen meinen Park“, ereiferte sich der Dritte. „Er wird von einem glasklaren Bach durchflossen. Sonnenlicht durchflutet seine tief-

grünen Wiesen. Der Wind rauscht geheimnisvoll durch die Bäume.“ Sie gerieten darüber in Streit und gingen auseinander. Da rief der erste Wanderer aus einer plötzlichen Eingebung heraus die anderen beiden zurück. Er fragte sie nach der Stadt, in der der Park lag. Alle drei nannten den gleichen Ort, der auch nur einen Park hatte. Da wurde ihnen klar, dass sie alle drei vom gleichen Park geschwärmt hatten. Jeder kannte aber nur einen Teil der riesigen Anlage. Nun setzten sie sich wieder zusammen und bekamen rote Wangen vom Zuhören, wenn die anderen vom ihnen unbekannten Teil ihres Lieblingsparks erzählten.

Das Treffen der drei Wanderer nimmt zunächst keinen guten Verlauf. Jeder hat nur Augen für das, was er selbst gesehen hat. Nur „sein Park“ ist für ihn schön oder der schönste. So geraten sie in Konkurrenz zueinander und schließlich in Streit. Aber dann kommt doch noch eine Wende: Die Wanderer entdecken, dass sie alle den gleichen Park gesehen haben- aber unterschiedliche Teile! Das

führt sie zu einem neuen Interesse aneinander: Welche Schönheiten des Parks hast du gesehen, die ich nicht gesehen habe? Wie kann dein Bild mein Bild ergänzen? Und so entsteht jetzt ein wirkliches Gespräch, ein lebendiger Austausch!

Was in dieser kleinen Geschichte geschieht, ist ein Sinnbild für interkonfessionelle und interreligiöse Begegnungen: Solange die Beteiligten nur bei sich bleiben, findet keine wirkliche Begegnung statt. Der andere wird nur als Adressat eigener Botschaften wahrgenommen. Man redet aufeinander ein, aber nicht miteinander.
Das ändert sich erst, wenn die Perspektive sich ändert, wenn gemeinsame Bezugspunkte in den Blick kommen. Zum Beispiel die gemeinsame Suche nach Gott, der Versuch, ihn zu verstehen und in seinem Licht zu leben. Oder die Frage danach, was wahres Menschsein bedeutet. Oder einfach die Sehnsucht nach einem guten, friedlichen Zusammenleben in der gleichen Stadt.

Wenn das Gespräch auf dieser Ebene geführt wird, eröffnen sich ganz neue Erfahrungen. Das habe ich selbst immer wieder bei Begegnungen in Lüdenscheid und Umgebung erlebt: Der mir zunächst fremde Vertreter der Moscheegemeinde kommt mir plötzlich ganz nah. Er erweist sich als Bruder im Geiste, der sich genau wie ich nach Gott und menschlicher Begegnung sehnt. Und ich fühle mich in diesem Moment mit ihm ebenso verbunden wie mit meinen Mitchristen.

Und dann kommt auch in anderer Weise das Schöne in den Blick, das der andere mir zu bieten hat: Seine Gastfreundschaft, von der meine Gemeinde manches lernen kann. Die Höflichkeit, die mir oft abgeht. Seine Weise der Anbetung Gottes, die von tiefer Demut geprägt ist und vieles mehr.

Jesus selbst hat in diesem Geist gelebt. Er hat sich – nach anfänglicher Distanz – immer wieder für die Begegnung mit Andersgläubi-

gen geöffnet (Joh 4, 1-41). Und er hat das Schöne, das wir dadurch zu sehen bekommen, wertgeschätzt. Zum Beispiel, indem er uns den Samariter als leuchtendes Vorbild für wahre Nächstenliebe vor Augen stellt (Lk 10, 25 – 37).

Krankentag

In der katholischen Kirche wird der 11. Februar als Krankentag begangen

Krank zu sein bedeutet: Ich bin in meinem Alltag eingeschränkt, oft sehr stark. Niemand kommt um die Erfahrung des Krankseins herum: wir alle sind mehr oder weniger häufig krank, vom leichten Schnupfen angefangen, der eher lästig ist, bis hin zu Krankheiten, die unser Leben bedrohen können.
Gott sei Dank gibt es die Medizin, die sich ständig weiterentwickelt, so dass viele Krankheiten heute geheilt werden können, an denen Menschen früher gestorben wären. Wir sind heute sogar in der Lage, Organe zu transplantieren, um so Leben zu retten. Dennoch – es gibt Krankheiten, die unser Leben stark einschränken oder gar bedrohen und zum Tode führen können.
Ich bin Krankenhausseelsorger in den Märkischen Kliniken in Lüdenscheid. Das Bild der Krankheiten, die dort behandelt werden, ist vielfältig: von der Erkrankung der Psyche angefangen, über die Versorgung nach einem Unfall, bis hin zu Operationen, die ein bedrohtes Leben retten sollen.
In unserem Krankenhaus werden Kinder geboren, und es sterben auch Menschen darin - die ganze Spanne des Lebens wird hier erfahrbar. Ich möchte sagen: in der Klinik wird gelebt! Für mich sind die Kliniken zu einem „Lebenshaus“ geworden mit all dem, was das menschliche Leben ausmachen kann.
Wir alle wissen: kein Menschen kann ganz für sich allein leben, es sei denn, er wäre zu einem einsiedlerischen Leben berufen. Die wenigsten von uns sind das. Also brauchen wir ein personales Ge-

genüber, wir brauchen Menschen, mit denen wir unser Leben teilen. Dies gilt vor allem für Situationen, in denen uns unser Leben schwer fällt. Wer im Krankenhaus behandelt werden muss, ist in einer solchen Situation.
Der Patient ist herausgenommen aus seiner gewohnten Umgebung, seiner Familie und dem Arbeitsleben. Niemand ist freiwillig dort. Die Patienten sind hier, weil ihnen der Hausarzt nicht mehr adäquat helfen kann und eine Pflege zu Hause nicht möglich ist. Für die Patienten und auch für die Angehörigen ist dies eine belastende Situation.
Wichtig scheint mir, dass sich die Patienten dem „System Krankenhaus“ nicht ausgeliefert fühlen, diesem fremdbestimmten Tagesablauf, den Untersuchungen, Behandlungen und Operationen.
Eine ganz besondere Bedeutung haben dabei die Angehörigen. Durch ihre Besuche zeigen sie dem Patienten, dass er noch zu ihrem Leben gehört und daran Anteil hat. Bei meinen Besuchen höre ich oft, wie sehr sich die Patienten auf ihre Angehörigen freuen.

Ich sehe meine Aufgabe als Seelsorger darin, die Menschen im Krankenhaus zu begleiten, etwa durch ein Gespräch oder durch die Feier der Sakramente, was neben der Feier der Eucharistie am Samstag vor allem im Rahmen der Rufbereitschaft vorkommt. Ich verstehe den Dienst der Seelsorge in einem Krankenhaus als einen Dienst der Wegbegleitung.

Ich treffe auf Menschen, die sich nur einer kurzen Behandlung unterziehen müssen, aber auch auf solche, die auf Grund einer schweren Erkrankung vor existentiellen Fragen ihres Lebens stehen, die sogar den Tod vor Augen haben. Ich kann diesen Dienst nur tun, weil ich fest daran glaube, dass Gott unser Leben in seinen Händen hält, dass er jedem von uns seine Aufgabe zuweist und uns auch mit dem nötigen Rüstzeug ausstattet. So habe ich Hochachtung vor allen Menschen, die in pflegerischen Berufen arbeiten oder die in der medizinischen Versorgung tätig sind.

So wünsche ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, natürlich vor allem Gesundheit! Den Kranken wünsche ich von Herzen Genesung und uns allen gute Begleiter auf unseren Lebenswegen. Möge Jesus Christus, der gesagt hat: „Ich bin bei euch alle Tage“, seine Hand über unser Leben halten.

Karneval – oder: Über den Wert des Lachens

„Die Christen müssten mir erlöster aussehen. Bessere Lieder müssten sie mir singen, wenn ich an ihren Erlöser glauben sollte“, so urteilte der Philosoph Friedrich Nietzsche über die Christen. Nietzsche wuchs im 19. Jahrhundert in einem Pfarrhaus auf und besuchte nach seiner Konfirmation ein kirchliches Internat - und so sieht seine Erfahrung aus!

Wenn man sich sonntags während der Gottesdienste in den Kirchen umsieht, wie wir in unseren Kirchenbänken sitzen, stehen - oder im katholischen Fall - auch knien, wenn das ein Ausdruck von Erlösung ist, was da auf manchem Gesicht zu finden ist, dann überzeugt das sicher keinen Außenstehenden. Sicher, von den Bänken aus schauen wir auf das Kreuz, auf den Gekreuzigten - ein Bild, das niemanden gleich zur Freude anregt. Wir singen Kirchenlieder, in Moll vertont, über das Jammertal Erde. Keine positiven Voraussetzungen für ein fröhliches Singen über die Erlösung der Menschen! Aber: die Kreuzigung ist nur eine Zwischenetappe - ein Mittel zum Zweck.

Begonnen hat es mit der Verkündigung der Geburt Jesu bei den Hirten: „Ich verkünde euch eine Botschaft, die das ganze Volk mit großer Freude erfüllt: Heute ist für euch der Retter zur Welt gekommen.“ Große Freude wird verkündet. Sicher lachten die Hirten - ein erkennendes Lachen - und rannten los zum Stall.

Im Johannesevangelium wird die Hochzeit zu Kana beschrieben. Eine Hochzeit, die zu damaliger Zeit eine Woche lang gefeiert wurde. Bei solchen Feiern wurde gezecht und gelacht. Und Jesus war unter ihnen und hatte sicher auch seine Freude daran. Dann ging der Wein aus - das war peinlich für den Gastgeber! Da kommt keine Freude auf. Aber Jesus rettet die Situation, Wasser wird zu Wein, und es kann wieder gelacht werden – ein errettendes Lachen.

Schließlich der Gang nach Emmaus. Am Ende des Weges angelangt gibt sich Jesus zu erkennen. Und die Jünger eilen sofort zurück, um diese österliche Erfahrung an ihre Freunde weiterzugeben – sicher mit einem im wahrsten Sinne des Wortes erlösten Lachen im Gesicht!

Das Evangelium – ein Grund zur Freude. Frohe Botschaft! Ein glaubender Christ steht der Welt, den Menschen positiv gegen-

über. Und diese Freude zeigt sich: ein echtes Lachen – manchmal, ein freundschaftliches Lächeln – immer öfter. Keine Maske, sondern von innen heraus. Kein verkrampftes Lächeln, wie der Filmstar in die Kamera, sondern eine Freude, die aus dem Herzen kommt.

Martin Luther hat ja schon gesagt, dass er nicht in einen Himmel kommen wolle, in dem nicht gelacht wird. Lassen Sie uns dieses himmlische Lachen schon mal auf Erden üben!

Aschermittwoch

Mit dem Aschermittwoch beginnt die Fastenzeit, die Vorbereitung auf das Fest der Auferstehung Jesu Christi. Jesus bittet uns heute, alle Masken abzulegen, auch die frommen. Ganz echt und ganz ehrlich soll in diesen vierzig Tagen unsere Verbindung mit Gott erneuert werden:

durch Fasten – leer werden für Gott
durch Beten – Vertrauen zu Gott
durch Almosengeben – teilen – handeln wie Gott.

Asche und Kreuz sind für katholische Christen in der Liturgie des Aschermittwochs von wesentlicher Bedeutung auf dem Weg zur österlichen Freude. Die Symbole sollen uns helfen, die biblische Botschaft des Tages zu verstehen und umzusetzen. Das Kreuz mit der Asche ist ein Zeichen unserer Vergänglichkeit und gleichzeitig ein Zeichen der Hoffnung auf neues Leben. Mahnende Worte werden dabei gesprochen: „Bedenke, Mensch, dass du Staub bist und wieder zum Staube zurückkehren wirst.“ (Gen 3,19) Sie möchten uns vergewissern, dass alles auf dieser Welt vergänglich ist, und unser Denken und Handeln zum Wesentlichen hin lenken.

Die Asche als Zeichen der Umkehr und Buße ist schon in früheren Zeiten bekannt. Menschen streuten sich die Asche auf ihren Kopf, wenn sie etwas Böses getan hatten. Damit sagten sie: es tut mir leid - ich will mich bessern.

Nach Jonas erfolgreicher Bußpredigt steht selbst der König von Ninive von seinem Thron auf, hüllt sich in einen Sack und setzt sich in die Asche. Das Zeichen ist dabei deutlich mehr als eine bloße Absichtsbekundung. Es ist bereits der erste Akt der Umkehr selber und mit weiteren konkreten Handlungen unaufgebbar verknüpft: sich von dem Unrecht, das an den Händen klebt, und von bösen Taten abzuwenden.

Die biblische Rede von der notwendigen Buße ist dabei stets als Änderung der „Bewegungsrichtung“ zu verstehen: Es geht um Ab-

kehr von der Sünde und Rückkehr zu Gott. Der Asche – Ritus zeugt von der Hoffnung, die hinter jedem Bußakt durchschimmert: „Wer weiß, vielleicht reut es Gott wieder, und er lässt ab von seinem glühendem Zorn, so dass wir nicht zugrunde gehen?“ (Jona 3,9)

Asche – Vergänglichkeit. Aber wir wissen auch um ihre positive Seite: die Asche verbrannter Bäume und Pflanzen eignet sich gut als Dünger. Asche auf vereisten Wegen verhindert das Stürzen. Mit Asche wurden früher speckige Tische blankgescheuert. Im Märchen „Aschenputtel“ steigt das Mädchen, das in Asche arbeitete und schlief, zur Königin auf. So ist Asche nicht nur Zeichen der Vergänglichkeit, sondern auch Zeichen für ein neues Leben: aus Totem kann Lebendiges werden.

Die Verwendung der Asche in der christlichen Liturgie erinnert an diese beiden Bedeutungen. Jesus steht in der Tradition der alttestamentlichen Buß-Rufer, wenn er selbst wie Johannes der Täufer zur Umkehr aufruft: „Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,15)

Was für ein Glück, wenn unsere „Antenne“ guten Empfang hat, so dass wir so manchen Gefahren entgehen und auf dem Weg des Lebens neu aufbrechen.

Fasten

Ich klingele. Eine kleine Frau um die sechzig öffnet mir. Sie erwartet uns schon. Woche für Woche bringen wir ihr ein warmes Mittagessen nach Hause. Das erste Mal, als ich an ihrer Tür stand, hatte ich mich in den Wirren der Hausflure noch verlaufen. Jetzt finde ich den Weg zu ihr schon zielsicher. Und darf eintreten. Immer noch bin ich entsetzt über die vielen Plüschtiere und Textilien auf ihrem ausgesessenen Sofa, die Zeitschriften, die sich auf dem

Fußboden stapeln, die Unmengen an Utensilien, die andere Leute längst weggeschmissen hätten. Diese Frau braucht Hilfe. Sie hat es irgendwie nicht geschafft, sich von unnützen Dingen zu trennen. Sie sammelt und hortet vieles – beinahe bin ich geneigt zu sagen: alles. Ich vermute, dass es ihr ein Gefühl von Sicherheit gibt, solange diese Dinge um sie herum sind.

Dieses Bild schießt mir durch den Kopf, wenn ich über das „Fasten“ nachdenke. Denn – auch wenn wir keine Messies sind wie diese Frau – viele Menschen haben sich angewöhnt, eins zum anderen zu addieren. Und haben sich abgewöhnt, „Nein“ zu sagen und sich von Altem, Störendem zu verabschieden. In unserm Herzen sieht es manchmal erschreckend ähnlich aus wie in den drei kleinen Zimmern dieser Dame! Sie hatte früher einmal vornehmer gelebt. Hatte manche Annehmlichkeiten. Aber das ist Vergangenheit. Und jeder Quadratmeter ist überladen, übervoll.

Ich denke an Menschen, die ihre Lebensabschnittsgeschichten nie abgeschlossen haben. Männer, die gefühlsmäßig in ihrer Kindheit hängengeblieben sind. Töchter, die als erwachsene Frauen noch von ihren Eltern – oder dem Lob anderer abhängig sind. Arbeitnehmer und Vorgesetzte, die unter der Summe ihrer vielen Lebensgeschichten beinahe zusammenbrechen, weil sie keine Ruhe zum Verarbeiten haben.
Die Fastenzeit lädt ein zu einer grundlegenden Entscheidung. Sie lädt ein, das Wesentliche wiederzuentdecken, und sich freiwillig zu reduzieren. So wie der Mensch, der alles verkauft, um ein Stück Acker zu erwerben, in dem ein wertvoller Schatz verborgen ist. Jesus erzählt diese Geschichte in Mt 13, 44. Und er macht damit deutlich: Es liegt an dir, eine klare Entscheidung zu treffen. Der Gewinn wartet auf dich. Es liegt an dir, klug abzuwägen: Das eine – oder das andere. Du wirst nie glücklich werden, wenn du von allem ein wenig mitnimmst.

Verzicht – ein Tor zur Freiheit? Fasten – nicht als Muss, sondern als Chance? Möglicherweise entwickelt sich daraus ein gesunder, insgesamt verschlankter Lebensstil. Möglicherweise verabschieden Sie sich bewusst von dem Luxus des eigenen Autos, oder reduzieren die Stunden vor dem Flimmerkasten oder im Internet auf das Aller(!)nötigste. Die neu gewonnene Stille flüstert Ihnen dann zu: Herzlichen Glückwunsch! Jetzt ist wieder Platz in deinem Leben. Offenheit für Gottes Reden. Eine offene Tür für Gottes Leitung und Trost. Ein neuer Freiraum auch dafür, sich mal wieder von ihm überraschen zu lassen…

Sieben Wochen ohne – Fastenaktion

Seit fast 30 Jahren gibt es die Aktion „Sieben Wochen ohne“. Es ist die Fastenzeit, in der wir z. B. auf Süßigkeiten, Alkohol, Nikotin, Fernsehen oder Computer verzichten. 7 Wochen ohne, eine Aktion, die die Menschen zu Veränderungen im Alltag anregt! Und das passiert, wenn man sich konsequent daran hält. 7 Wochen keine Süßigkeiten – da verliert man schon ein paar Kilos. 7 Wochen kein Bier, auch das fällt auf, lässt einige nervös werden, und im Freundeskreis ist das auch nicht immer erwünscht. 7 Wochen kein Computer – am Arbeitsplatz fast undenkbar – aber wie viel freie Zeit hat man plötzlich, wenn der Computer 7 Wochen aus bleibt!

7 Wochen ohne – einige schaffen es nicht, brechen ab – andere sind glücklich, diese Fastenzeit bewältigt zu haben. Seit Jahren habe auch ich in unterschiedlicher Form an der Fastenzeit teilgenommen und frage mich: 7 Wochen fasten, meinen Lebensstil verändern, neue Visionen haben und erreichen – aber: gefällt dieses Fasten Gott? Gefällt es Jesus, wenn ich keine Schokolade esse? Was will ich erreichen, wenn ich „7 Wochen ohne“ mitmache?

Jahr für Jahr begleiten mich 2 wichtige Kapitel aus der Bibel in diesen 7 Wochen: Jesaja 58,1-12 und Matthäus 6, 16-18.

In der Zeit des Alten Testaments fasteten die Menschen auch. Aber Gott sagt zu ihnen: „Wenn ihr fastet, dann seid ihr verbittert, ihr zankt und schlagt euch. Ihr lauft herum, mit hängendem Kopf in Sack und Asche gehüllt - das gefällt mir nicht.“ 7 Wochen ohne – das ist für mich eine Herausforderung, Frieden und Liebe zu verbreiten, Hoffnung zu geben und Vergebung zu praktizieren. In Jesaja heißt es: „Brich dem Hungrigen dein Brot, und Obdachlose führe in dein Haus.“ Das ist eine Herausforderung, die ich bis jetzt nur zur Hälfte geschafft habe. Während einer Fastenzeit habe ich mal alles Geld gespart, das ich normalerweise für mich ausgegeben hätte. Das Geld für Schokolade, Kleidung und alltägliche Dinge, die ich mir sonst gekauft hätte, habe ich an die Seite gelegt und anschließend gespendet. Es ist schon interessant, was man so alles in 7 Wochen kauft. Bei Jesaja heißt es: „Wenn du in deiner Mitte niemanden unterjochst, nicht mit Fingern zeigst und nicht übel redest, sondern den Hungrigen dein Herz finden lässt und den Elenden sättigst, dann wird dein Licht in der Finsternis aufgehen, und dein Dunkel wird sein wie der Mittag. Und der Herr wird dich immerdar führen und dich sättigen in der Dürre und dein Gebein stärken. Und du wirst sein wie ein bewässerter Garten und wie eine Wasserquelle, der es nie an Wasser fehlt.“

Und was ich noch entdeckt habe: Jesus fordert uns zu einem ganz anderen Fasten auf. Es geht nicht darum, dass meine Fastenzeit vor allen bekannt wird, sondern dass ich ein verborgenes, geheimes Fasten halte. Niemand soll es mitbekommen, nur der Vater im Himmel. Wir sollen gar nicht herausposaunen, dass wir fasten. Wen geht es denn etwas an, dass wir 7 Wochen keinen Alkohol trinken, 7 Wochen nichts Süßes essen, 7 Wochen hungrigen Menschen eine Mahlzeit geben? Es geht niemanden was an - nur Jesus Christus.

7 Wochen ohne – nicht über andere reden, auf sie zeigen – sondern den Hungrigen vor Augen haben, das sind für mich „7 Wochen mit“: 7 Wochen mit Jesus aktiv und bewusst durchs Leben gehen. Möge der Herr Deine Fastenzeit segnen und dich zu einem bewässerten Garten gestalten.

Österliche Bußzeit

Schweigen. Das war in diesem Jahr die Antwort von Schülern auf meine Frage, wie wir denn die Fastenzeit besonders gestalten könnten. Schweigen war auch die Reaktion, als ich nachforschte, wie die Kinder denn bisher die Fastenzeit angegangen seien. Zugegeben, ich war anfangs böse überrascht, aber nachdem ich eine Nacht geschlafen hatte, war mir diese Reaktion klar. Die Fastenzeit ist halt für viele einfach die Zeit zwischen Karneval und Ostern ohne besondere Prägung. Dass immer deutlicher von Politikern der Karfreitag als stiller Tag in Frage gestellt wird, ist ein weiteres Indiz dafür.

Für mich persönlich ist die Fastenzeit mehr. Ich nutze sie als Zeit, meine Lebensweise an den Stellen zu korrigieren, an denen ich den Weg verloren habe oder gerade dabei bin, ihn zu verlieren.
Welchen Weg? Den Weg Jesu, auf den meine Eltern mich – dem Ruf Jesu folgend - bei meiner Taufe gestellt haben, für den ich mich bei Erstkommunion und Firmung und auf besondere Weise in der Vorbereitung auf die Priesterweihe selbst entschieden habe.

Manchmal, im Alltagsgeschehen, verlasse ich diesen Weg, den die frühen Christen den „neuen Weg“ nannten, und vernachlässige meine Beziehung zu dem dreifaltigen Gott, zu den Menschen, die mir nahe stehen in Beruf und Freizeit, mitunter auch zu mir selbst oder zur Schöpfung (bis hin zur Ernährungsweise). Ich habe dann beispielsweise einfach „keine Zeit“ dafür.

Die Fastenzeit ist eine gute Gelegenheit, diese Beziehungen wieder mehr zu pflegen. Schließlich will Gott seine Beziehung zu uns gerade in den Kar- und Ostertagen auch vertiefen. In der Fastenzeit wird dann dieser Weg Jesu tatsächlich für mich wieder zu einem „neuen“ Weg, weil ich neu einüben muss, regelmäßig zu be-

ten, mir Zeit zum Essen oder für Freunde und Familie oder für sportliche Aktivitäten zu nehmen – oder einfach den Geist zum Schweigen zu bringen, damit er für das offen bleibt, was gerade ansteht.

Schweigen. Die Kinder haben mir, ohne es zu wollen, den Geist für einen anderen Akzent der Fastenzeit geöffnet. Nur wenn ich schweige, kann ich hören – auf das, was Jesus mir sagen will, auf die Zeichen der Zeit, die manchmal wortlosen Fragen und Anregungen der Menschen (auch auf meine eigenen).

Fasten bedeutet nicht nur eine veränderte Ernährungsweise, um den Körper zu entschlacken. Fasten bedeutet auch, Geist und Seele zu entschlacken durch eine veränderte Lebensweise, durch eine Veränderung des Denkens. Wir nennen das Umkehr und Buße und meinen doch das Eine – auf den Weg Jesu zurückzukehren an all den Stellen, wo wir ihn verlassen haben, gleichsam mit seinem Wort und Geist als Navi (wer benutzt heutzutage noch einen Kompass?). Doch auch der Stimme aus dem Navi muss ich zuhö-

ren, und manchmal muss ich auch ein Auge auf die Anzeige werfen, sozusagen auf das große Ganze, um die klare Anweisung dieser Stimme auch wirklich zu verstehen. Wenn ich das nicht tue, ruft der Navi uns etwas Ähnliches zu wie Jesus in der Fastenzeit: „Wenn möglich, bitte in soundso viel Metern wenden!“

In Seinen Spuren: Bußgang der Christen

Jesus nachfolgen, in seinen Spuren gehen, seinen Willen erfüllen - wie gerne würde ich das jeden Tag meines Lebens tun.

Einmal im Jahr zu Beginn der Fastenzeit kann ich das mit allen Lüdenscheider Christen zumindest symbolisch tun. Wir folgen dem Kreuz durch unsere Stadt. Das Wetter ist der Jahreszeit entsprechend meist ziemlich ungemütlich, Kälte, Regen und oft auch Schnee. Die einzige „Romantik“ verbreiten die Fackelträger an unserer Seite. Ich setze einen Fuß vor den anderen und betrachte die vermummten Gestalten an meiner Seite. Manche sind gute Freunde, andere kenne ich flüchtig, und wieder andere sind mir fremd. Trotzdem wollen wir - wie jedes Jahr - gemeinsam ein Zeichen setzen, ein Bekenntnis abgeben. Das Kreuz durch die Stadt tragen, als Zeichen der Einheit - in der Welt der Vielfältigkeit. Der Weg führt uns von St. Petrus und Paulus in Richtung Sedanstraße, zur griechisch-orthodoxen Gemeinde. Viele neugierige Blicke folgen uns, die Menschen schauen aufmerksam, manche skeptisch. Viele können mit dem Kreuz nichts oder auch nichts mehr anfangen. Inzwischen bin ich vollkommen nass, der Regen rinnt über meine Jacke; aber das nehme ich kaum wahr.

Ich nehme den Weg wahr, die einzelnen Schritte, die ich auf ihm gehe. Ich frage mich wie so oft: Welchen Weg hat Jesus für mich vorgesehen? - Gehe ich ihn in meinem Alltag? Schritt für Schritt versuche ich mich seinem Leidensweg zu nähern. Ich versuche

nachzuspüren, wie es Jesus ergangen sein mochte, als er gefangen genommen wurde, als er gefoltert wurde und schließlich den Tod fand. Aber immer wieder schweifen meine Gedanken ab. Für mich ist der gekreuzigte Jesus ja zugleich der auferstandene Jesus und das Kreuz ein Zeichen des Sieges über den Tod.

Weitere Schritte, weitere Gedanken. Wo wird Leid für mich ganz persönlich heute sichtbar, wo kann ich als einzelne Leid wahrnehmen und lindern? - Wo sind meine Augen geschlossen und sollten doch offen sein?

Jetzt der Halt in der griechisch-orthodoxen Gemeinde. Wir werden freundlich empfangen, fast wie Geschwister. Die farbenfrohe, prunkvolle, warme Kirche tut gut. Ich kann ausruhen, mich aufwärmen. - Die Liturgie ist fremd. Erst nach einigen Minuten kann ich das annehmen. Ich fühle mich geborgen und genieße die Andersartigkeit dieser Kirche und der Rituale. Wie schön, dass wir uns gemeinsam auf Ostern vorbereiten können. Nun wieder in die Nässe, weiter geht es zur Christuskirche. Auch hier wieder Andersartigkeit und Gemeinsamkeit. Gerade im Verlauf des Bußganges wird mir immer ganz besonders deutlich, wie sehr das Kreuz uns Christen eint. So wunderbar vielfältig und bunt ist das christliche Leben in unserer Stadt. Mein Sohn schläft inzwischen in der Kirchenbank an meiner Schulter. Er hat auch eine Fackel getragen und ist nun müde, aber froh, den Weg geschafft zu haben. Ich bin froh, dass er Christen als Gemeinschaft und nicht als Getrennte erlebt. Für ihn spielen unterschiedliche Konfessionen keine Rolle. Ein wichtiger und der einzig richtige Schritt in die Zukunft. Hier ist unser Weg für diesen Abend zu Ende.

Und mein Weg? Er liegt weiter vor mir. In dieser Stadt, mit meiner Familie, meinen Freunden, der Gemeinde und allen Christen Er wird Freude und Kummer bringen. Ich weiß es noch nicht. Aber eines ist ganz sicher: Ich darf hinter dem Kreuz gehen. Für alle

Menschen und damit auch für mich hat Jesus das Kreuz getragen und damit aus Karfreitag Ostern gemacht.

Ich freue mich schon auf das nächste Mal.

Weltgebetstag der Frauen

- ist ein Freitag im März

Am 1. Freitag im März, und das schon seit über 60 Jahren, machen sich vielerorts, auch hier in Lüdenscheid, viele Frauen auf den Weg, um sich zu informieren, von einander zu lernen, gemeinsam Gottesdienst zu feiern und solidarisch zu handeln.

- ist ein Fenster zur Welt

Jedes Jahr stellen Frauen aus einem anderen Land der Welt ihre Lebenswirklichkeit, ihre Kultur und ihren Glauben, ihre Freuden, Hoffnungen und Nöte vor. Sie schenken den Weltgebetstag-

Teilnehmerinnen ihre Gottesdienstordnung, die in den biblischen und liturgischen Texten ihre Probleme aufgreift und ihren tiefen Glauben an den Dreieinigen Gott widerspiegelt.

- ist ein Tag voller Phantasie und Liebe

Ein Tag, an dem Frauen in über 170 teilnehmenden Ländern rund um den Globus sich solidarisch zeigen mit den Anliegen der Frauen aus dem Weltgebetstag-Land. Die vorbereitenden Frauen der unzählig vielen, weltweiten Gebetsstationen lassen bei Vorveranstaltungen unterschiedlichster Art mit viel Kreativität, Lebendigkeit und Charisma die Teilnehmerinnen tief in die Lebenssituation und Nöte der Frauen aus dem Weltgebetstag-Land eintauchen. So können alle die Hintergründe des Gottesdienstes verstehen um dann auch informiert beten zu können.

- ist ein ökumenisches Datum

Die Bewegung war von Anfang an ökumenisch gedacht und wurde 1927 erstmalig gefeiert. Bei uns in Deutschland griffen die Frauen der Methodisten als erste die Weltgebetstag-Idee auf, das Spektrum der Konfessionen wuchs ständig, die römisch-katholischen Frauenverbände schlossen sich 1970 der Bewegung an.
Mittlerweile ist der Weltgebetstag als größte ökumenische Initiative und Frauenbewegung auch aus den Lüdenscheider Gemeinden nicht mehr wegzudenken.

- ist eine Überraschung für viele

Mag der Name auch auf den ersten Blick etwas angestaubt anmuten, die Bewegung, die Aktionen und die Gottesdienste sind es nicht. Gereift aus der Vision, dass christliche Frauen weltweit zusammenarbeiten und gemeinsam Glauben leben können, entstand ein Netzwerk, in dem von vornherein basisorientiert, ökumenisch und grenzübergreifend gedacht und gehandelt wurde und wird. Als Lernorte politischen Denkens und Handelns sind die Aktionen und Gottesdienste sehr aktuell und voller Informationen.

Durch gemeinsames Hinhören und Hinsehen fordern sie weltweit zu politischem Denken und solidarischem Handeln auf. Und es wird gehandelt, denn die Kollekten werden ausschließlich für Projekte verwandt, die die Not von Frauen, besonders von Frauen des jeweiligen Weltgebetstag-Landes, aufgreifen, sie stark machen und ihre Eigenständigkeit unterstützen. Die Projekte sind auf Nachhaltigkeit angelegt, geben Hilfe zur Selbsthilfe und sind entwicklungspolitisch mittlerweile unverzichtbar.

- ist ein Stein des Anstoßes

Not hat viele Gesichter, die von Frauen ganz spezifische. Die Frauen des Weltgebetstags trauen sich, Ungerechtigkeiten und Unterdrückung beim Namen zu nennen, sie mischen sich ein und legen die Finger in die Wunden, sie sind Sprachrohr der Frauen, die es für sich selbst nicht sein können.

Und das alles an einem Freitag im März, jeden März neu, rund um den Globus, über 24 Stunden hin, vom Aufgang der Sonne in den östlichen Ländern bis zu ihrem Niedergang im Westen, weltweit, auch hier in Lüdenscheid.
Welch eine Power steckt dahinter, welch eine Solidarität, Dynamik und Glaubenskraft! Ein Glaubenszeugnis, das ermutigt, im Beten und Handeln nicht nachzulassen.

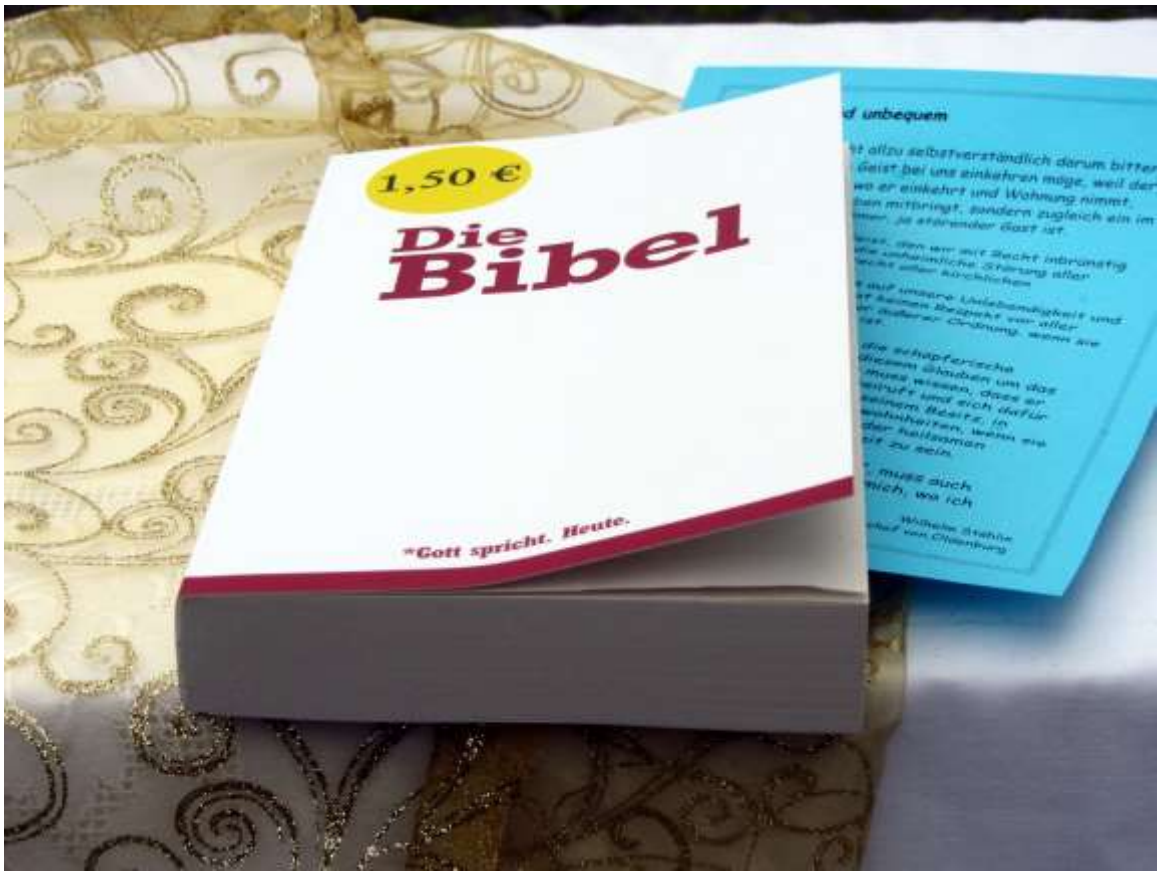
Der Weltgebetstag ist eine spirituelle handelnde Bewegung, initiiert von Frauen für Frauen in Not. Sie lädt alle ein mitzutun und, durch die gemeinsame Arbeit ermutigt, eigene Wege des Glaubens zu finden und diese auch zu gehen. Und das tut gut. Es tut mir gut, diese Glaubenskraft und Solidarität selbst zu spüren und ein Teil davon zu sein, am ersten Freitag im März, hier bei uns.

Gemeindetage unter dem Wort

1974 begann in der Christuskirche die Geschichte der Lüdenscheider Gemeindetage unter dem Wort. Wie kam es dazu? Rudolf Bultmann forderte 1941 in einem Vortrag, die Botschaft des Neuen Testaments von ihrem „antiken mythologischen Kleid“ zu befreien. Dagegen erhob sich besonders in pietistischen Kreisen der evangelischen Kirchen massive Kritik. Mit dem Buch „Alarm um die Bibel“ wendete sich damals Dr. Gerhard Bergmann gegen die Bibelkritik. Als Gegenpol zum als zu pluralistisch wahrgenommenen Kirchentag veranstaltete die Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ 1973 in Dortmund den ersten Gemeindetag unter dem Wort. Es war Friedrich Alfringhaus, Kassenwart der Bekenntnisbewegung, der den Vorschlag zu einem regionalen Gemeindetag in der Christuskirche in Lüdenscheid machte.

Im November 1998 wurde im Pfarrhaus von Pfarrer Paul Deitenbeck der Verein „Gemeindetage unter dem Wort im Märkischen Kreis e.V.“ gegründet. Zweck: „die Förderung des Evangeliums von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift bezeugt wird und in der Glaubensgrundlage der Deutschen Evangelischen Allianz seinen Ausdruck gefunden hat.“

Peter Hahne, der seit 1978 jedes Jahr in der Christuskirche die Massen anzieht, sagt: „Die Bibel muss vom Lesebuch zum Lebensbuch werden.“ Dazu wollen die Gemeindetage ermuntern. Von Søren Kierkegaard, dem dänischen Philosophen und Theologen, stammt der Satz: „Die Bibel ist nicht dazu da, dass wir sie kritisieren, sondern dazu, dass sie uns kritisiert.“ Wir stellen uns nicht über das Wort, sondern rufen unter das Wort, um Orientierung für das Leben zu geben und um gleichzeitig dazu zu ermuntern, die Bibel selbst kennen- und Gott in ihr reden zu hören.



Dietrich Bonhoeffer schrieb 1936 in einem Brief: „Ich glaube, dass die Bibel allein die Antwort auf alle unsere Fragen ist und dass wir nur anhaltend und demütig zu fragen brauchen, um die Antwort von ihr zu bekommen.“ Das könnte ein Leitwort für die Gemeindetage und für unser persönliches Leben sein

Mahatma Gandhi, indischer Freiheitskämpfer und Verfechter des gewaltfreien Widerstandes hat es uns Christen ins Stammbuch geschrieben: „Ihr Christen habt in eurer Obhut ein Dokument mit genug Dynamit in sich, die gesamte Zivilisation in Stücke zu blasen, die Welt auf den Kopf zu stellen; dieser kriegszerrissenen Welt Frieden zu bringen. Aber ihr geht damit so um, als ob es bloß ein Stück guter Literatur ist, sonst weiter nichts.“

Die Gemeindetage – was wollen sie?

Viele haben bei den Gemeindetagen auf der Kanzel der Christuskirche die gute verlässliche Botschaft der Bibel verkündigt. Welcher Segen für unsere Region! Seit Jahren werden die Gemeindetage nicht nur von der evangelischen Kirche und der Evangelischen Allianz, sondern auch der katholischen Kirche unterstützt. So sind die Gemeindetage seit Jahrzehnten die größte Veranstaltungsreihe im Märkischen Kreis.

Wenn nur ein Mensch durch sie den Anstoß bekommen hat, sein Leben unter das Wort Gottes zu stellen und den Weg in eine Gemeinde zu gehen, dann hat sich alles gelohnt!

Brot für die Welt

Die ersten Erfahrungen mit „Brot für die Welt“ habe ich als Konfirmand in Herscheid „gesammelt“: mit der Sammelbüchse in der Hand zogen wir durchs Dorf und baten um Spenden für „Brot für die Welt“. An einer Tür hieß es freundlich: „Ich war gerade beim Bäcker und habe eingekauft. Aber mehr als ein halbes Brot kann ich euch nicht geben, die andere Hälfte braucht unsere Familie.“ Ich habe wohl sehr verdutzt ausgesehen und mit einem Blick auf die rappelnde Spendenbüchse gestammelt: „Ich sammle kein Brot für die Welt, sondern Geld für Brot für die Welt.“ Verwunderung nun auf der anderen Türseite - und dann herzliches Lachen über die offenbar missverstandene Bitte um Brot für die Welt.

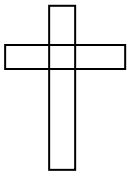
Dabei ist das gar nicht so abwegig, die Bitte wortwörtlich zu verstehen: was hat unsere Welt nötiger als herzhaftes, nahrhaftes Brot? Ob westfälischer Pumpernickel, türkischer Fladen oder mexikanische Tortilla: rund um den Globus macht aus Roggen, Mais und Dinkel frisches Brot die Wangen rot, bewahrt das tägliche Brot vor Not und Tod.

Lebensmittel, Mittel zum Leben ist das Brot: es stillt den Hunger, stärkt den Körper, stoppt die Auszehrung. Es ist banal und kostbar zugleich, wird achtlos entehrt und schmerzhaft entbehrt. Brot ist Kruste, Korn und Krümel und das Wort für Nahrung schlechthin. Schon für Martin Luther war es „alles, was Not tut für Leib und Leben“. Neben dem Grundrecht jedes Menschen auf angemessene Ernährung steht Brot auch für seine weiteren Grundbedürfnisse: Kleidung, Bildung, Wohnung, ein Dach über dem Kopf und Heimat auf dieser Erde, Unversehrtheit an Leib und Seele, Leben in Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit.

Weil diese Menschenrechte immer noch massiv verletzt und mit Füßen getreten werden, weil etwa 1 Milliarde Menschen ohne ausreichende Nahrung leben und 24.000 von ihnen täglich vor und am Hunger sterben, darum ist „Brot für die Welt“ – genauso wie die ähnlich ausgerichtete katholische Aktion „MISEREOR“ - nötig wie eh und je. 1959 als einmalige Nothilfe gestartet, um 12 Millio-

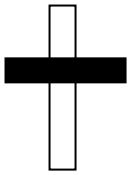
nen Menschen in Indien vor dem Verhungern zu retten, ist „Brot für die Welt“ heute ein anerkanntes Hilfswerk der Entwicklungszusammenarbeit - mit einem weit verzweigten Partnernetz aus kirchlichen und gesellschaftlichen Organisationen, die Projekte vor Ort umsetzen, Hilfe zur Selbsthilfe leisten und sich einsetzen für die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Menschenrechte in den Ländern des Südens. „Das tägliche Brot der Armen ist christliche Verpflichtung und entwicklungspolitische Zielsetzung zugleich.“ Wer von „Brot für die Welt“ spricht, macht sich stark für Menschlichkeit und Gerechtigkeit auf unserer Erde. Weil Jesus gesagt hat: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ (Mt 14, 16), sammeln und spenden wir „Brot für die Welt“.

Der Kreuzweg



In fast allen katholischen Kirchen rund um den Globus begegnen den Gläubigen Kreuzwege. Sie prangen in den unterschiedlich gestalteten Ausführungen von den Kirchenwänden und laden ein, mindestens einen Blick auf sie zu werfen. Als Kind habe ich dies oft und mit großer Vorliebe getan. Ohne lesen zu müssen, breitete sich bildgewaltig vor mir die Geschichte eines Mannes aus, den man Jesus von Nazareth nennt. Ich kann mich erinnern, dass ich schon damals entsetzt war, was Menschen mit ihm gemacht haben. Gleichzeitig stellte sich eine Faszination über die Formen und Farben der Gestaltung ein. Ich war erstaunt über so manch freigelegte Dreidimensionalität in Holz und Stein. Manch ein Kreuzweg mit Figuren in Lebensgröße, den ich außerhalb von Kirchen, in

Landschaften integriert, entdeckte, war derart realistisch dargestellt, als hätten sich die Szenen erst gestern ereignet – die Verhaftung Jesu, sein Todesurteil, der Leidensweg, sein Tod. Doch hatte dies auch etwas mit mir zu tun?



Viele Jahre später begegnete er mir wieder – der Kreuzweg, und zwar in Bottrop auf der Halde Haniel. Ich war dabei, als sich, wie jedes Jahr, viele Hunderte Menschen am Fuße der Halde versammelten, um mit dem Bischof von Essen gemeinsam diesen künstlichen Berg betend zu erklimmen. In Serpentinen schlängelt sich ein ausgetretener Fußpfad bis zur „Spitze“ empor. In regelmäßigen Abständen gliedern sich ihm gestaltete Kreuzwegstationen an. An jeder Station trifft ein Element aus dem Bergbau auf eine künstlerische Arbeit von Tisa von der Schulenburg, gepaart mit einem ausgewählten Zitat verschiedenster Persönlichkeiten. Auf eindrückliche Weise erahnte ich, dass der Kreuzweg etwas mit den Sorgen, Nöten und Herausforderungen der Menschen aller Jahrhunderte zu tun hat und sogar bis in die Lebenswelt des Bergbaus hineinreicht.

Der Querbalken ▬ kann ein Zeichen für die horizontale Zeitschiene der Geschichte der Menschheit sein, auf der jeder seinen Platz hat. Wie ein Bogen spannt er sich aus, ausgehend vom menschgewordenen Gott bis in meine Lebenswirklichkeit. Ich spüre, dass ich im Betrachten des Kreuzweges, d.h. im Betrachten der Biographie Jesu, ihm näher kommen kann. Der oft unbegreifliche Gott wird anschaulich und konkret. Er hat eine Botschaft. Er zeigt sich, wie er ist. Ich möchte diesen Gott gerne näher kennenlernen.

Der Längsbalken verbindet Himmel und Erde. Er ist eingerammt in den Boden und aufgerichtet in die Höhe. Im Längsbalken haben wir ein Symbol, welches Halt gibt – wie eine Stütze, wie ein Stock, mit dem ein gebrechlicher Mensch, ein Mensch mit seinen Gebrechen, Halt findet. Vieles im Leben läuft nicht so, wie man es sich gewünscht hätte. Manch einer hat schon in jungen Jahren so einiges mitgemacht: Das Gemoppt-werden auf der Arbeit kostet unendlich viel Kraft, der Tod eines lieben Angehörigen wirft aus der Bahn, eine unheilbare Krankheit verbaut die Freude am Weiterleben. Im Betrachten des Kreuzweges merke ich, dass Gott selbst in der Person Jesu Christi Leid erfahren hat. Jesus hat am eigenen Leib Schmerzen erlebt, Ohnmacht vor dem Tod und Momente der Angst kennengelernt. So wie er sein Kreuz getragen hat, werden auch wir Menschen ermutigt, Unabwendbares auszuhalten. Ich persönlich glaube an die Kraft des Gebetes. Trotzdem erlebe ich, dass nicht jede Wunde zu Lebzeiten geheilt wird, auch der Tod ist nicht zu umgehen. Ich hoffe aber sehr und spüre, dass ich hineingenommen bin in die Auferstehung Jesu, sodass auch ich eines Tages in Ewigkeit vor Gottes Angesicht sein darf.

„Doch er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen, wegen unserer Sünden zermalmt“ (Jes 53,5). Diese Worte des Propheten Jesaja haben bereits die ersten Christen auf Jesus hin gemünzt – er ist in ihren Augen der verheißene Messias. Ganz in diesem Sinn deutete Paulus den Tod und die Auferstehung Jesu als Sühne für

die Sünden der ganzen Menschheit. Im Lesen der Texte von Paulus spüre ich, dass damals etwas Großartiges geschehen ist, was meinen Verstand übersteigt. Im Betrachten eines Kreuzweges erahne ich, dass dieser Weg, den Jesus gegangen ist, etwas mit mir zu tun hat, dass der Schmerz des leidenden Christus mit meinen eigenen Unzulänglichkeiten verbunden ist. Auf diese Weise erhält die alte Tradition des Kreuzweggebetes eine besondere Bedeutung für mich. Und vielleicht kann ich ja sogar - durch Beten und Nachvollziehen des Kreuzweges - Jesus meinen ärmlichen Versuch von Beistand spüren lassen.

Palmsonntag

Mit der Weihe der Palmzweige, Symbol des Sieges und der Hoffnung, beginnt in katholischen Kirchen der Palmsonntag und mit ihm die Passion Jesu. Außerhalb der Kirche hören wir das Evangelium vom Einzug Jesu in Jerusalem. „Hosanna, dem Sohn Davids“ und „Singt dem König Freudenpsalmen“ singen wir dann auf dem Weg zur Kirche, und ich habe es noch fast auf den Lippen, da höre ich schon die Leidensgeschichte Jesu. Es geht alles so schnell. Himmelhoch jauchzend – zu Tode betrübt! Mit dem Palmsonntag beginnt die „große Woche“, wie ich es als Kind oft hörte.

Zum Paschafest strömten damals viele Pilgergruppen und mit ihnen Jesus und die ihn begleitenden Menschen in die Heilige Stadt. Sein Einzug wird erzählt als der eines Königs – die Menschen jubelten ihm zu. Er ist der Befreier, der in die Gottesstadt einzieht – ein Friedensfürst und Heilbringer nach der Prophezeiung des Propheten Sacharja.

Jerusalem ist das Ziel des Weges, den Jesus geht, und der Zielpunkt ist das Kreuz. So ist Jerusalem der Ort des Einzugs, aber eben auch der Ort des Leidens und der Auferstehung. Welche Dimension! Vom König zum Gekreuzigten! Von Ruhm und Ehre zu schmachvollem Tod! Mit dem Einzug Jesu in Jerusalem beginnt die entscheidende Phase. Jesus kommt als der langersehnte Friedensbringer. Aber um welch hohen Preis! Er geht Gottes verborgenen Weg konsequent bis zum Tod. Wie groß und unergründlich ist das Geheimnis dieses Leidens!

Heute „Hosanna“ – morgen „Ans Kreuz mit ihm“! Schon am Palmsonntag wird mir klar, wie schnell das alles geschieht. Ich habe das Palmsträußchen noch in der Hand und höre bereits die Leidensgeschichte vom Tod Jesu am Kreuz. Den Wankelmut der Menschen hat Jesus in seiner letzten Woche in Jerusalem hautnah erlebt, und dort stirbt er für uns.

Herr, lass mich nicht so wankelmütig sein. Halte Einzug in meine Seele, um mich zu heilen und zu erlösen. Gib mir die Kraft, dich nicht zu verraten und an das Kreuz meines Egoismus zu schlagen. Dann erfahre ich deine Erlösung, dann wird es Ostern in mir.

Damit endet schließlich die Liturgie auch an Palmsonntag – mit der Eucharistie. So spannt dieser Tag für mich den großen Bogen: Hosanna dem Sohn Davids! – Ans Kreuz mit ihm! – Deine Auferstehung preisen wir! Bis du kommst in Herrlichkeit.

Karwoche

„Seht welch ein Mensch, ecce homo!“ ruft Pilatus aus als er Jesus in der Doppelgestalt mit Purpurmantel und Dornenkrone vor Augen hat. Beim Verhör findet er keine Schuld an ihm, er überantwortet ihn in die Hände der Soldaten, weil er nichts an ihm findet, was ihn zu einem Urteil führen könnte. Und sie geben ihm eine Gestalt, die schon vorausweist auf das Karfreitagsgeschehen. Purpurmantel und Dornenkrone. König und Märtyrer, Gottessohn und Menschenopfer, Messias und Mensch.

Es ist fast so etwas wie die Zusammenführung der ganzen Christusbotschaft, die sich in dem Geschehen der Karwoche widerspiegelt. Der, über dessen Leben von seiner Geburt an der besondere Stern der Göttlichkeit leuchtet, der das Gottesreich lebte in Vergebung, Zuwendung und Barmherzigkeit, wird ganz und gar Mensch und mehr noch: die ganze Verachtung, Demütigung, die ganze Summe unvorstellbaren Leidens der Menschheitsgeschichte, gebündelt, kompakt sozusagen in diesem einen Menschen. „Seht, welch ein Mensch! Ecce homo!“

Vor ungefähr 400 Jahren hat ein italienische Maler, Guido Reni, die Szene ins Bild gesetzt. Und nennt es in der Reihe seiner Andachtsbilder „Ecce Homo“, „Seht, welch ein Mensch“, oder besser übersetzt: Siehe da, das ist der Mensch, das Urbild des Menschlichen, der Mensch an sich. Er stellt nicht nur Jesus als den Gekreuzigten dar, sondern die ganze Menschheit an sich in ihrem Leiden, ihren Schmerzen, ihrer ganzen weltumschließenden Not. Und er hat nicht – wie es sonst oft in den Bildern ist, die Soldaten und Pilatus, oder die anderen, die drum herum standen und nach wenigen Momenten riefen: Kreuzige ihn! gemalt, nein er hat sich ganz diesem Menschen gewidmet in seiner ganzen Menschlichkeit und Göttlichkeit, in diesem letzten tiefen Geheimnis, das so unfassbar und unerklärlich bleibt. „Seht, welch ein Mensch, Ecce Homo!“

Das Gesicht voll Leiden, blutend, ein Dornenbündel auf seinen Kopf gedrückt. Das Gesicht eines Menschen, der Schmerzen hat, das Gesicht eines geängstigten, geschlagenen, gequälten, leiden-

den Menschen, in dem ich mein Leiden und das Leiden der Menschheitsgeschichte wiederfinden kann: die eigenen Schmerzen, die Ängste, die quälenden Sorgen, die schlaflosen Nächte, die ganze Einsamkeit, die mich umgibt, die unbeantworteten Fragen: Warum, Gott, sterben täglich so viele Menschen auf der Welt, warum greifen Hunger, Katastrophen, Kriege um sich?

Und gleichzeitig hat dieses Gesicht den so ganz anderen Blick, diesen Blick nach oben gerichtet, diesen erwartungsvollen, suchenden Blick, in dem aber auch viel Vertrauen steckt. Er schaut nicht an sich herunter, was andere ihm angetan haben. Er blickt nicht zum Boden in letzter Verzweiflung, blickt nicht ins Leere, er weiß um sein Gegenüber, er weiß um den, der auch in diesem tiefen Leiden noch seine Hand über mich hält.

"Ecce Homo!" Vielleicht sollten wir es ergänzen mit "Seht, welch ein Gott!" Welch ein Gott, der liebt, bis es weht tut! Der lebt, bis er drauf geht! Der treu ist bis in den Tod!

Gründonnerstag

„Wir haben Hunger, wir brauchen Brot.“ Die Armen strömen auf das Königsschloss von Versailles zu. Wie reagiert die Königin Marie- Antoinette? „Sie haben kein Brot? Dann sollen sie doch Kuchen essen!“ Marie-Antoinette war eine ‚gute Christin‘, fing den Morgen mit der Messe an, empfing die heilige Kommunion - immer wieder. Aber: dem notleidenden Volk gab sie kein Brot. Das eucharistische Brot und das Brot für die Armen - da lagen Welten zwischen. Weil sie den Armen das Brot verweigerte, wurde sie in der Französischen Revolution hingerichtet.

Uns bewegt viel mehr eine andere Hinrichtung: die Kreuzigung Jesu Christi. Er wurde getötet, nicht, weil er den Armen das Brot

vorenthielt, sondern weil er mit dem Anspruch daher kam, selber das Brot zu sein: das Brot für die Welt, das Brot vom Himmel, das Brot des Lebens.

Jesus behauptete nicht nur etwas („Ich bin das Brot des Lebens“), sondern er stand dafür ein - er lebte es auch! Er war ein Wegweiser, der den Weg selber ging. Da war ein roter Faden in diesem Leben: Einer kam und verschenkte sich, damit wir leben.

Von diesem Wort komme ich nicht los: dass einer sich verschenken kann. Nun, wir machen manchmal Geschenke - vielleicht auch große - aber: „sich selbst verschenken“? Sich selbst hingeben? Wie er es beim letzten Abendmahl gesagt hat, und wie wir es in jeder Mess- und Abendmahlsfeier an zentraler Stelle wiederholen? Sich selbst hingeben - was für ein Wort! Sich selber aus der Hand geben, in die Hand des Vaters hinein. Nicht planen und machen, sondern geschehen lassen…. Sich ganz loslassen; ganz bewusst sagen: „Dein Wille geschehe - nicht meiner!“ Und das alles aus Liebe zu den Menschen, die ja oft genug alles andere als liebenswert sind! „Die können mich mal kreuzweise ...“, sagen wir dann mit verärgertem Unterton.

Aber Jesus meint das wörtlich: ja, kreuzweise, in der Weise des Kreuzes, können mich die Menschen ... beanspruchen. Ich stelle mich ganz zur Verfügung, ohne Vorbehalte, ohne etwas für mich zu reservieren. Ganz! Steht nicht genau dafür das Zeichen Brot? Für ein Leben, das verschwenderisch austeilt: Güte und Vergebung und Trost und Ermutigung. Das alles ist so notwendig wie das tägliche Brot.

Ein provozierender Satz fällt mir ein: Früher waren die Christen zu erkennen an Brot und Wein - heute mehr an Kaffee und Kuchen. Ein ziemlich böser Satz, mit dem wir wieder bei der Königin Marie-Antoinette sind: „Dann sollen sie doch Kuchen essen!“ Kuchen?

Der ist nicht gerade lebensnotwendig! Vom Kuchen wird man schnell satt (und leider auch dick). Kuchen - das ist ein Luxus, eine Zutat - nichts Notwendiges.

Wir müssen da sehr aufpassen: Der christliche Glaube reicht Brot - und nicht Kuchen! Glaube ist keine Zutat (also eigentlich entbehrlich, es geht auch ohne). Glaube ist kein Dekorationsstück, Glaube ist kein Sahnehäubchen: Christentum als schöne Zutat, als Kuchen oder Bonbon, als sanftes Ruhekissen?

Nein, das kann es nicht sein! Oder, das kann jedenfalls nicht alles sein! Der Schriftsteller Georges Bernanos aus Frankreich, ein leidenschaftlicher Christ, hat schon vor 80 Jahren geschrieben: Wir Christen sind nicht dazu da, der Honig der Welt oder eben der Kuchen für die Welt zu sein. Wir sind nicht dazu da, die manchmal bittere Pille „Welt“ zu versüßen. Nicht Honig / Kuchen / Sirup / Opium - sondern: Wir sind gedacht als Salz der Erde ... Salz, das Würze gibt, Salz, das den rechten Geschmack gibt - Ihr seid das Salz der Erde! Und wir sind berufen, das Brot für die Welt auszuteilen, mitzuteilen, weiterzugeben...

So blicke ich auf Jesus, der zum Brot des Lebens wurde, der sich selbst verschenkte und austeilte - so wie man Brot bricht und austeilt. Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird! Was für ein Wort! Was für ein Tag!

Die Fußwaschung

Joh. 13, 1 – 20

Abschiednehmen von Menschen, die man liebt, fällt schwer. Die noch verbleibende Zeit wird kostbar, und man gewinnt den Eindruck, sie vergeht noch schneller als sonst, wünscht aber, sie bliebe stehen. Die Worte werden wichtig und bedeutungsvoller. Was sonst selbstverständlich und normal erschien, bekommt eine viel tiefere Bedeutung.

Nicht mehr lange, dann wird Jesus die Welt verlassen und zu seinem Vater zurückkehren. Während die Jünger bei Essen und Trinken den Abend genießen, macht er sich Gedanken um seine Jünger, weil er weiß: Es kommen Tage, die ihnen nicht gefallen. Jetzt sind sie noch ahnungslos.

Ohne ein Wort steht er auf, legt seinen Mantel ab und bindet sich ein Leinentuch um. Was sonst die Aufgabe der Sklaven ist, übernimmt er: Er füllt eine Schüssel mit Wasser, fällt vor jedem auf die Knie, wäscht ihre Füße und trocknet sie mit dem Handtuch ab.

Ich kann mir gut vorstellen, dass es ganz still wurde, während er das tat. Dass es ihnen die Sprache verschlug, sie jede Bewegung von ihm, jeden seiner Handgriffe verwundert verfolgten. Vielleicht fühlten sie sich peinlich berührt, waren beschämt, als er so vor ihnen kniete und seine Hände mit sanftem Druck sorgsam den Schmutz von ihren Füßen abwuschen. Judas, der mit seinem heimtückischen Plan Jesus verraten will, glaubte wahrscheinlich, er wüsste nichts davon, sonst würde der Herr ihm nicht auch die Füße waschen. Keiner traut sich seine Gedanken und Gefühle laut zu äußern. Schweigend lassen es alle zu, bis auf Petrus, der lautstark protestiert und vielleicht das ausspricht, was die meisten denken.

Doch dafür ist ER, Gottes Sohn, auf die Welt gekommen, um die Liebe zum Menschen über alles zu stellen. ER macht sich kleiner und geringer als seine Jünger, kniet vor ihnen, wäscht ihnen die Füße und nimmt in Kauf, mit ihrem Schmutz in Berührung zu kommen. Vor keinem Schmutz, nicht einmal vor dem seines Verräters, macht er Halt. Jesus bringt zum Ausdruck, wie sehr er sie liebt.

Dass ihm die schwersten Stunden seines Lebens bevorstehen, stellt er ganz zurück, denn er möchte, dass sie sich daran erinnern, was er getan hat: Dass ER sich zum Geringsten gemacht hat, damit auch sie sich gering machen und auch sie die Liebe zum Menschen über alles stellen – über allen Schmutz und alle Sünden.

„Begreift ihr, was ich an euch getan habe?“, so fragte Jesus am Ende die Jünger. Keiner konnte antworten. Jesus half nicht, eine Antwort zu finden.

Wie wir leben, ist die Antwort.

Einer begann unsere Füße zu waschen und gab uns damit ein Beispiel, Liebe zu leben, um es nachzumachen. Damals und heute braucht es Menschen, deren Lebensstil und -sinn der göttlichen Liebe entspringt. Die Welt braucht sie. Versuchen wir es. Lassen wir uns die Liebe Jesu schenken, um sie zu leben.

Karfreitag

Ich hab`s mal wieder im Kreuz…

Eine gute Bekannte von mir hat einen Bandscheibenschaden. „Ich hab‘s wieder so im Kreuz“, sagt sie, wenn wir uns begegnen. Sie braucht es eigentlich überhaupt nicht zu sagen – man sieht es an ihrem Gang. Neulich trafen wir uns, als sie gerade von einer Behandlung bei ihrer Krankengymnastin kam. Die hatte ihr einen guten Rat gegeben. „Schreiben Sie das Wort „aufrecht“ auf einen Zettel und heften sie diesen Zettel an ihren Küchenschrank und jedes Mal, wenn sie den Zettel sehen, dann richten sie sich ganz bewusst auf. Denn einen Fixpunkt muss der Mensch haben, sonst sackt er in sich zusammen“.

Einen Fixpunkt muss der Mensch haben – diesen Satz habe ich behalten. Karfreitag, das ist der höchste Feiertag im Kirchenjahr. Der gekreuzigte Jesus Christus ist der Fixpunkt des Glaubens. Wer zu ihm aufblickt, wird aufgerichtet.

Aufrecht gehen zu können, das gehört zur Würde des Menschen. Der aufrechte Gang macht es möglich, anderen in die Augen zu blicken, ihnen auf Augenhöhe zu begegnen.

Viele Menschen leben so niedergedrückt. Wenn auch nicht alle eine verkrümmte Wirbelsäule haben, so haben viele doch eine verkrümmte Seele. Ihre Seele ist niedergedrückt, sie sind oft verzweifelt und sie haben Angst vor der Zukunft. Sie möchten es wissen: Was kann in Zukunft mein Leben tragen? Wo bin ich geborgen mit meiner Angst?

Der Karfreitag richtet unseren Blick auf den gekreuzigten Jesus Christus. Er ist der Fixpunkt des Glaubens – wir sind in allen Stürmen des Lebens gehalten, wenn wir uns von den Armen des Gekreuzigten halten und aufrichten lassen. Unsere Leiden und unsere Angst werden von ihm mitgetragen. Unsere Macken nimmt er auf sich. Nicht, was wir leisten und vollbringen können, sondern was er am Kreuz vollbracht hat, das lässt uns mit Hoffnung leben und – wenn unsere Zeit gekommen ist – in Frieden sterben. Das Leben siegt über den Tod und in zwei Tagen ist Ostern – schöne Aussichten. Sollen Gebeugte da nicht aufrecht gehen können?

Als Kind kannte ich eine alte Frau, eine Ostpreußin. Sie hieß Oma Dowideit, eine ganz liebe Frau, die ich sehr mochte. Oma Dowideit konnte nicht aufrecht stehen. Ihr Oberkörper war ständig nach vorne geneigt, und das schon ein halbes Leben lang. Früher konnte sie normal sitzen und laufen, dann verkrümmte sich ihre Wirbelsäule. Wenn sie spazieren ging, hatte sie immer den Boden vor Augen. Aus den Augenwinkeln nahm sie die Beine der anderen Leute wahr. Wenn sie nach oben schauen wollte, um zum Beispiel einen fliegenden Vogel zu sehen, musste sie den Kopf drehen und nach rechts oder links schielen. Das war aber total anstrengend, die Muskeln verkrampften sich, und sie bekam starke Schmerzen – also ließ sie es und sah weiter auf den Boden – ein halbes Leben lang. Wenn jemand etwas von der alten Frau wollte, musste er sich zu ihr hinunterbeugen und mit ihr sprechen, es war ganz schrecklich.

Karsamstag – Gottes Handeln am Sabbat

Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig! Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Vieh und der Fremde, der in deinen Stadtbereichen Wohnrecht hat. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel, Erde und Meer gemacht und alles, was dazugehört; am siebten Tag ruhte er. Darum hat der Herr den Sabbattag gesegnet und ihn für heilig erklärt. (Ex 20,8-11)

Wenn die menschlichen Möglichkeiten (der Humanität) erschöpft sind, bleibt nicht mehr Vieles zu tun. Das eine tun die Frauen, sie weichen dem Gekreuzigten nicht mehr von der Seite, halten seine Qualen und den Schrei des von Gott Verlassenen aus. Das andere tut Josef von Arimathäa; er nimmt all seinen Mut zusammen und bittet den Gewaltherrscher um den Leichnam Jesu. Dieser gibt, um was Josef ihn bittet, ist doch mit dem Tod Jesu auch das dem Gewaltherrscher Mögliche getan.

Eilig hat es Pilatus nicht. Er kann erst noch den Hauptmann fragen, ob die Schlächter ihr Werk getan haben und Jesus wirklich tot sei. Eilig hat es hingegen Josef von Arimathäa, da „es schon Abend wurde, und weil Rüsttag war, das ist der Tag vor dem Sabbat.“ (Mk 15,42).

Sobald die Sonne untergegangen ist, muss das Werk des Menschen vollbracht sein. Mit der einbrechenden Nacht beginnt die Zeit Gottes, sein (Schöpfungs-)werk. Sabbat. Der siebte Tag ist ein Ruhetag des Menschen und ein Tag der Schöpfung Gottes. „Für das rabbinische Gesetz bedeutet Ruhe nicht ‚Ausruhen‘, sondern

Schaffen in der Sphäre des Religiösen und Unterlassen allen Schaffens in der Sphäre der stofflichen Welt“ (Erich Fromm).

Wenn die menschlichen Möglichkeiten an ihr Ende gekommen sind, bleibt so das Eingedenken in die Möglichkeiten Gottes. Nichts anderes tun die Frauen und Josef von Aritmathäa am Sabbat (unserem Karsamstag). In der Erzählung des Lukas von den beiden Emmausjüngern findet sich noch ein Widerhall des Eingedenkens: „Da sagte er zu ihnen: Begreift ihr denn nicht? Wie schwer fällt es euch, alles zu glauben, was die Propheten gesagt haben?“ (Lk 24,25). Der fromme und gesetzestreue Evangelist Markus (der nicht wie Lukas zu Heidenchristen spricht und so das Wesen des Sabbats nicht erklären muss) lässt sein literarisches Werk am Sabbattag ruhen. Erst als „der Sabbat vorüber war, kauften Maria aus Magdala, Maria die Mutter des Jakobus und Salome wohlriechende Öle, um damit zum Grab zu gehen und Jesus zu salben.“ (Mk 16,1) Wenn der Sabbat vorbei ist, kann der Mensch sein Werk wieder beginnen; die Salbung, eine letzte Ehrerbietung für den Toten, gehört dazu. Mit ihrem Werk nehmen die Frauen auch wieder ihre Alltagssorgen auf sich: „Wer könnte uns den Stein vom Eingang des Grabes wegwälzen?“ (Mk 16.4).

Nur Gott selbst. Und so kommen die Frauen zum leeren Grab und hören die Botschaft des Engels, der verkündet, was Gottes Sabbatwerk war: „Er ist auferstanden, er ist nicht hier, wo man ihn hingelegt hatte.“ (Mk 16,6) Gott handelte am Sabbat. Nun muss der Mensch handeln. „Er geht euch voraus nach Galiläa, dort werdet ihr ihn sehen.“ (Mk 16,6) Geht zu den Jüngern, in die Alltäglichkeit der Nachfolge Jesu, geht nach Galiläa.

Wenn die menschlichen Möglichkeiten erschöpft sind, so die Bibel, dürfen wir auf das Handeln Gottes hoffen. Ein Handeln Gottes, das nicht unser Handeln übernimmt, sondern uns mit neuen Möglichkeiten an unser Handeln zurückweist.

Osternacht

Schade eigentlich, dass wir fast täglich den Sonnenaufgang verschlafen. Wer in den Alpen auf einen Gipfel steigt, steht in der Regel früh morgens auf, um für den Aufstieg die Kühle des Morgens zu nutzen. Und dann erlebt man unterwegs oder auf dem Gipfel den Sonnenaufgang. Auf den Sinai steigen die Pilger bei Nacht auf, um dann den Sonnenaufgang mit Gebet und Liedern zu begrüßen. Sicher, es gibt viele Menschen, die müssen morgens früh aufstehen, um zur Arbeit zu fahren. Die erleben dann den Sonnenaufgang auf der Autobahn. „Viel wichtiger als der Sonnenaufgang draußen ist der drinnen, in unseren Herzen“ (Gotthard Fuchs).

Ostern hat mit dem Sonnenaufgang zu tun. In der Bibel (Mk16,2) heißt es: „Als der Sabbat vorüber war, kaufte Maria aus Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus und Salome wohlriechende Öle, um damit zum Grab zu gehen und Jesus zu salben. Am ersten Tag der Woche kamen sie in aller Frühe zum Grab, als eben die Sonne aufging.“ Und da sahen sie, dass der Stein, der das Grab verschloss, weggewälzt war, und ein Engel saß in der Grabhöhle und sagte: „Erschreckt nicht! Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden; er ist nicht hier.“ Also, als eben die Sonne aufging, erfahren Frauen am leeren Grab die Osterbotschaft. Und deshalb feiern Christen Ostern, die Auferstehung Jesu Christi, in der Nacht nach Sonnenuntergang und vor Sonnenaufgang. Und das ist der wichtigste Gottesdienst im ganzen Jahr. Seit zwei Jahren feiern wir in Maria Königin diesen Gottesdienst am Ostermorgen um 5.30 Uhr. Und genau dann, wenn dieses Evangelium gelesen wird, geht die Sonne auf. Dann hilft die Natur mit, die Osterbotschaft zu verstehen. So wie die Sonne nach dem Dunkel der Nacht aufgeht, so ist Christus aus dem Dunkel des Todes auferstanden. Und so wie die Sonne den neuen Tag erleuchtet, so macht die Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi unser gan-

zes Leben hell. Das ist der Sonnenaufgang „drinnen, in unseren Herzen“.

Die Osterfeier beginnt mit dem Osterfeuer, das draußen vor der Kirche entzündet und gesegnet wird. Das ist ein berührender Augenblick. „Ein Funke, aus Stein geschlagen, wird Feuer in dunkler Nacht“, wie es im Lied heißt. Die Gemeinde steht um das Osterfeuer herum. Die große neue Osterkerze wird daran entzündet und in die dunkle Kirche getragen. „Christus ist glorreich auferstanden von den Toten. Sein Licht vertreibt das Dunkel der Herzen.“ Und alle, die gekommen sind, entzünden ihre Kerzen an dem Osterlicht, sodass der ganze Kirchenraum durch Hunderte von Kerzen erleuchtet ist. Unsere griechisch-orthodoxen Mitbürger kommen an ihrem Osterfest, das sie in diesem Jahr eine Woche später feiern, nur für dieses „Osterlicht“ in die Kirche, um es mit nach Hause zu nehmen. Es lohnt sich also, nur für dieses Licht in die Kirche zu kommen. Wer die Fastenzeit ehrlich begangen hat und sich durch Fasten und Gebet auf Ostern vorbereitet hat, für den ist dieses Licht mehr als nur eine Kerze. Es ist Hoffnungslicht, „Sonnenaufgang, drinnen im Herzen“.

Ostern 1

Ob man will oder nicht, man kann kaum daran vorbei: Unübersehbar steht er hoch aufgetürmt, möglichst nah bei der Kasse, damit er noch schnell in den Einkaufswagen wandert. Und eigentlich wollte ich doch nur mal schnell Hackfleisch, etwas Milch und Spätzle besorgen. Doch darf sich ein Vater mit Herz überhaupt nach Hause trauen ohne diese zarteste Versuchung, seit es Schokolade gibt? Also packe ich gleich zwei in den Wagen.

Ob man will oder nicht, man kann kaum an der Frage vorbei: Was hat dieser Osterhase eigentlich mit Ostern zu tun? Das ist ja ein ganz anderes Fest. Wir feiern die Auferstehung Jesu und seinen Sieg über das Grab, d.h. über den Tod und über alles, was uns Grenzen bereitet. Und noch mehr komme ich ins Fragen, wenn ich an die vielen bunten und schön gestalteten Eier denken muss. Hase – Eier – Ostern? Wenn ich ernsthaft über diese Frage nachdenke, komme ich ins Stolpern. Die Tradition interpretiert den Zusammenhang so: der Hase steht für Fruchtbarkeit, für neues Leben also, das Ei für die Quelle allen Lebens, die Auferstehung für neues, von Gott geschenktes Leben.

Trotzdem: Der schokoleckere Schmunzelhase verführt die Gedanken, die bunte Schar der Eier auch. Aber Ostern ist mehr als all das, Ostern geht nicht ohne Karfreitag, ohne den Tod Jesu, sein Leiden, seine Schmerzen. „Er wurde verachtet und alle mieden ihn. Er war voller Schmerzen, mit Leiden vertraut, wie einer, dessen Anblick man nicht mehr erträgt. Er wurde verabscheut, und auch wir verachteten ihn. Doch unsere Krankheit, er hat sie getragen, und unsere Schmerzen, er lud sie auf sich. Man hat ihn durchbohrt wegen unserer Schuld, ihn wegen unserer Sünden gequält. Für unseren Frieden ertrug er den Schmerz, durch seine Striemen sind wir geheilt.“ (Jesaja 53)

Deshalb also ist Ostern, weil ich, weil wir alle, weil die Welt es so nötig haben. Mir hat Jesus sich in den Weg gestellt, mir die Wahrheit über mein Leben gesagt, mir gezeigt, dass ich begrenzt bin, dass wir alle begrenzt sind, und mir die durchbohrte Hand gereicht

zur Versöhnung mit Gott, dem Vater. Am Ostermorgen ist er auferstanden und hat das Vergangene im Grab gelassen wie alte Lumpen aus einer bösen Zeit. Er hat mich befreit, mir neues Leben geschenkt, mich ermutigt, zuversichtlich für das Leben und das Lebensrecht aller Menschen einzustehen.

Die lila Alufolie wandert in den Gelben Sack, wird recycelt, aber Jesus will unser Leben nicht nur recyceln. Nein, er macht es ganz neu. Und so schmunzelt nicht mehr nur der Hase, nein, ich noch viel mehr vor lauter Freude und tiefer Dankbarkeit für den Mann am Kreuz.

Ostern 2

In Berlin fand sich vor ein paar Jahren eine Todesanzeige für Eddie, einen Obdachlosen aus Berlin-Kreuzberg, und die ging so:
Eddie ist tot. Jeden Tag half er uns in der Suppenküche Liebfrauen, hatte dort seinen festen Stammplatz am Spültisch. Täglich wusch er rund 400 Teller und Becher, kehrte den Hof und war immer fröhlich – ein Freund aller Obdachlosen. Wir freuen uns, bekannt geben zu dürfen, dass Eddie jetzt seinen Platz gewechselt hat. Er sitzt beim himmlischen Festmahl Gottes jetzt ganz oben an der Tafel. Und nun sind andere dran, ihn zu bedienen.
Soweit diese Todesanzeige, in der eine kirchliche Suppenküche einen Obdachlosen würdigt. Und darin dieser wunderbar österliche Satz: Wir freuen uns, bekannt geben zu dürfen, dass Eddie jetzt seinen Platz gewechselt hat.

Wirklich ein österlicher Satz? Ja, denn es heißt nicht: Er hat seinen Platz verloren, beendet, aufgegeben. Er hat ihn gewechselt. Er steht jetzt nicht mehr in der Spülküche, sondern sitzt beim himmlischen Festmahl Gottes mit an der Tafel, vielleicht ganz oben, vielleicht im Mittelfeld, wer weiß das schon. Hauptsache: Er ist dabei,

beim Fest mit Gott im Himmel: Hauptsache: Das bleibt unsere Hoffnung.

Warum sind viele Menschen zu dieser Hoffnung und zum österlichen Glauben gekommen, damals und auch heute? Weil sie etwas vom neuen Leben mitbekamen, das Jesus bringt und vorlebt. Neues Leben, eine neue Lebensart: Dazu gehört die Liebe zu den Armen und Kranken, die sich nicht mehr verstecken mussten. Dazu gehört, dass Sklaven wie Brüder und Schwestern behandelt wurden, selbst wenn sie gesellschaftlich Sklaven blieben. Dazu gehören die ungeahnten Möglichkeiten, die im Gemeindeleben stecken, in einem geschwisterlichen Miteinander. Dazu gehört vor allem die Kraft der Hoffnung, die den Tod nicht mehr fürchtet – ja oft genug das eigene Leben hingab, nach dem Beispiel Jesu. Dazu gehört es auch, dass die genannte Todesanzeige erscheint, in der der Kreuzberger Obdachlose Eddie sozusagen in den Himmel erhoben wird. Über Obdachlose rümpft man häufig genug die Nase, und die Gesellschaft will von ihnen nichts wissen. Hier aber wird gesagt: „Er sitzt beim himmlischen Festmahl Gottes jetzt ganz oben an der Tafel“ – ganz nah bei Jesus, der Menschen wie diesen Eddie ganz besonders in sein Herz geschlossen hat. Und das geht, weil wir nur unsere Plätze wechseln, wenn wir tot sind. Und da, beim himmlischen Festmahl in der Ewigkeit, werden die Plätze wohl gerechter und barmherziger verteilt als hier. Ostern könnte also heißen: „Wir freuen uns, bekannt geben zu dürfen…“, dass Jesus Christus seinen Platz gewechselt hat. Nicht mehr das Kreuz ist sein Platz, sondern die innerste und innigste Nähe zu Gott („der Himmel“) und zu uns Menschen. Innigste Nähe: das ist meine Vorstellung von Ewigkeit. Die wartet auch auf uns. Gute Aussichten! Wir dürfen Menschen „guter Hoffnung“ sein!

Emmaus(gang)

Im Osten geht die Sonne auf, und zwei Jünger sind unterwegs nach Westen. Zwar erst in den Nachmittagsstunden jenes Sonntages, aber der Glanz der österlichen Wende hat sie immer noch nicht erreicht. Jesus – vermeintlich noch tot. Alles in den beiden sagt: Es ist etwas zu Ende gegangen. Schluss, aus, ob wir's wollen oder nicht! Die Abendsonne, die bald auf ihren Gesichtern scheinen wird, wird diese wehmütige Gefühlslage wortlos kommentieren. Was sollten sie ohne Jesus weiter in Jerusalem? Ohne ihn ergibt alles Feiern an heiliger Stätte keinen Sinn. Folgerichtig finden wir sie auf dem Weg nach Hause. Aber ob es das besser macht?

Was sollten sie ohne Jesus zu Hause? Er würde ihnen dort genauso fehlen. Auch ihre Heimat, das vertraute Umfeld, wäre ohne ihn nicht mehr das, was es mal war. Vom stolzen EMMAUS bliebe gefühlt vielleicht nur noch MAUS übrig. Klein und reduziert, trist und grau konnten sie sich ihre Zukunft im Moment nur ausmalen. Kleinlaut und beschämt würden sie dastehen in ihrer Nachbarschaft – wie Naivlinge, die aufs falsche Pferd gesetzt hatten.

Dabei waren sie sich ihrer Sache doch so sicher. Und noch immer glaubte es in ihnen, obwohl die Geschehnisse von Karfreitag den Zweifeln mächtig viel Futter gegeben hatten. Jesus blieb in ihnen gegenwärtig. Alle Gedanken gingen auf ihn hin. Alles Reden legte offen, wie sehr sie ihn vermissten. Ihre Sehnsucht nach ihm ließ sie förmlich im Namen Jesu unterwegs sein. – So wie wir bis heute in unseren Gottesdiensten beieinander sind: in Jesu Namen. Offen für und darum auch beschenkt mit seiner Gegenwart.

Bei den Jüngern damals auf dem Weg nahm es seinen Lauf: Sie wurden von Ostern eingeholt. Der auferstandene Jesus lässt sich nicht lange bitten, wo er herbeigesehnt wird. Er tritt in ihre Mitte,

erfasst die Stimmung, fördert das Verstehen, erwärmt das Herz, geht mit, lässt sich einladen, öffnet die Augen für seine österliche Wirklichkeit Plötzlich ist es, als hätte man an seinem Tisch gesessen. Die Jünger sind so überwältigt, dass sie diese Begegnung mit anderen teilen müssen. Wären sie nicht am gleichen Abend noch nach Jerusalem zurückgeeilt, sie wären „geplatzt“!

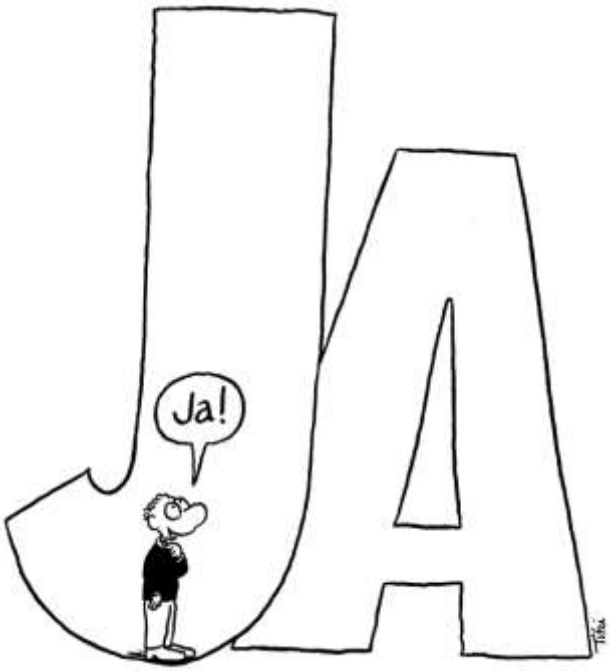
Draußen über dem Portal der Lüdenscheider Auferstehungskirche ist diese im Lukasevangelium aufgeschriebene Begebenheit (Lk 24,13-35) abgebildet. Dass dieses Motiv ausgerechnet oberhalb der Eingangstür platziert worden ist, ist ganz sicher kein Zufall. „Tretet ein“, ist die Einladung, „und Er gesellt sich zu euch! Euch wird warm ums Herz, wenn ihr entdeckt: ‚Ein im Gottesdienst ausgesprochenes Bibelwort, es ist ja direkt wie für mich gesagt ‘! ‚Das

Heilige Abendmahl ist wie eine Vergewisserung, dass Jesus in meinem Leben am Tisch sitzt.'" Jeder Sonntag - egal in welcher Kirche- wird so zu einem kleinen Ostern. Weil Jesus verspricht: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen" (Mt 18,20).

Emmauswege setzen sich im Alltag fort, aber „gottesdienstlich" kommen sie oft in Gang. Manchmal sogar, wie auch in Lüdenscheid, entsprechend liturgisch ausgeführt: eine Andacht / ein meditatives Wandern, das den Stationen der Emmausgeschichte nachempfunden ist – vom Sehnen nach göttlicher Nähe zum Genießen seiner Gemeinschaft. Feierstunden mit einer Botschaft: Wir sind begleitet vom Auferstandenen.

Konfirmation – Das große und das kleine Ja

Ich brauche Konfirmation – aber nicht, weil ich Pfarrer bin und in jedem Jahr eine neue Konfirmation ansteht. Konfirmation ist das große Ja Gottes zu mir über meinem Leben und mein kleines Ja zu Gott in meinem Leben. Konfirmation heißt übersetzt Bestätigung, Bekräftigung. Und beides habe ich sehr nötig. Ich sehne mich nach dem Ja Gottes, das er schon lange vor meinem bewussten Leben zu mir gesagt hat. Ich erinnere mich an das Ja Gottes, das er durch die



Taufe mir zugesagt hat. Ich warte auf die Bestätigung und Bekräftigung dieses Ja-Wortes Gottes in meinem Leben: heute. Und ich strecke mich aus nach dem Tag, an dem Gott sein großes Ja noch einmal zu mir und über mich sagt – und dann wird mein Leben am Ziel und vollkommen heil sein.

Dieses große Ja Gottes trägt mein Leben – von allem Anfang an, jetzt und bis zum Ziel hin. Und ich spüre, dass in diesem Ja Gottes ein Sehnen liegt: dass Gott auf mein kleines Ja wartet, sich danach ausstreckt, sich darüber freut. Gott, der leidenschaftlich Liebende sehnt sich nach der Antwort der Liebe, die ich gebe. Jeder, der liebt, weiß, wie das ist: man wünscht sich nichts sehnlicher, als dass die Liebe erwidert wird, als dass der Geliebte Ja sagt – Ja, ich liebe dich auch.
Konfirmation ist darum die Feier der Liebe: der Liebe Gottes und meiner Antwort darauf, die hoffentlich Gegenliebe ist. Darum brauche ich Konfirmation: ich als Pfarrer, als Mensch, als Geliebter Gottes. Die Konfirmanden brauchen Konfirmation: als Jugendliche, als Menschen, als Geliebte Gottes. Und die Eltern, Paten, Verwandten, Freunde, ja: alle anderen in der Gemeinde brauchen Konfirmation: die Bekräftigung der Liebeserklärung Gottes und die Bestätigung der Liebeserklärung des Menschen. Ich brauche das. Ich feiere das. Ich freue mich darüber. Es ist Geschenk und Herausforderung zugleich.

Und die Mitte dieser Feier ist der Segen: der Segen, den Gott jedem Menschen sehr persönlich und direkt zusagt und der Segen, der mich an den Punkt bringt, an dem mein Leben zur Ruhe kommt, weil ich das Größte tue, was ein Mensch tun kann: Empfangen.

Arbeit, Leistung, Tun, Können, Besitzen - all das spielt jetzt eine untergeordnete Rolle. Ich bin als Mensch vor Gott, und das heißt: ich empfange, ich lasse mich beschenken. Dadurch werde ich

Mensch. Und gerade dadurch gebe ich Gott die Ehre, bekenne ich ihn als meinen Gott, zeige ich ihn als den, der allein mein Leben schafft, trägt und vollendet.

Als Zeichen dieses Segens Gottes bete ich sehr ausführlich und direkt und persönlich für die Konfirmanden. Sie sollen hören, wo die Quelle ihres Lebens ist, wo die Mitte und wo das Ziel. Sie sollen ihr Leben im Licht der Liebe Gottes leuchten sehen.

So vieles wirft sein Licht auf ihr Leben. So vieles beansprucht ihr Herz. So vieles zieht an ihnen. Nun tritt das alles zurück hinter dem großen Ja Gottes. Die tausend und mehr Stimmen, vor allem auch die unzähligen Nein-Stimmen über ihrem Leben haben nun nichts zu sagen. Jetzt gilt Gottes Stimme – und die sagt Ja. Und nun gilt die Stimme der Konfirmanden – und die sagen hoffentlich auch Ja. Das ist Konfirmation.

Erstkommunion

„Eigentlich glaube ich gar nicht an den Gott!“, so sagte mir ein Kind der Kommuniongruppe, als wir auf dem Weg in die Kirche waren. Es ist schon Jahre her, und es war ausgerechnet der Sohn des Pfarrgemeinderatsvorsitzenden. „Na, wenn du nicht an Gott glaubst, dann brauchst du dich auch nicht auf die Erstkommunion vorzubereiten“, dachte ich im Stillen. Dann fragte ich den Jungen: „Warum denn nicht? Wie kommst du denn darauf?“ „Ich hab den Gott noch nie gesehen, also gibt es ihn nicht“, war seine Antwort. „Und was meint ihr dazu?“ war meine Frage an den Rest der Gruppe. Es wurde lebendig, heftiger Widerspruch, doch, die Kinder waren schon davon überzeugt, dass es Gott gebe. Aber gesehen? Gesehen hatte ihn noch keines. Die Kinder dachten nach. „Ich spüre ihn so in mir drin“, meinte ein Mädchen. „Und in der

Kirche“, sagte das nächste. „Wenn ich bete, auch zu Hause“, das war wieder ein Junge.

Wichtige, vielleicht die wichtigsten „Dinge“ im Leben kann man nicht sehen: Wie ist das mit der Liebe der Eltern? Der Freundschaft untereinander? Woher kann ich wissen, dass jemand mich lieb hat? Zeichen sind es: Die Umarmung, der Kuss, das sind ganz starke Zeichen für Zusammengehörigkeit, Gemeinschaft und Liebe.

Das verstehen die Kinder gut, und in diesem Alter haben sie noch ein untrügliches Gespür dafür, ob diese Gesten ernst gemeint, oder nur gespielt sind, anbiedernd vielleicht.

Nein, wir können nicht beweisen, dass es Gott gibt, aber eben so wenig können wir beweisen, dass es ihn nicht gibt. - Das wage ich diesen Drittklässlern zu sagen, und ich sage ihnen, dass ich an Gott glaube, weil mir Menschen von ihm erzählt haben, die davon

überzeugt sind, dass er ihnen nah ist und die aus diesem Glauben heraus gelebt haben, ihn bezeugt haben und die bereit waren, für ihn zu leiden.

Das leuchtet den Kindern ein. Eines ist noch mit dem Gedanken beschäftigt, dass kein Mensch Gott je gesehen hat, und platzt ins gemeinsame Nachdenken: „Jesus war doch Gott, und Maria war die Mutter von Jesus. Die hat ihren Sohn doch gesehen! - Also hat auch schon ein Mensch Gott gesehen!“

In einem kleinen Stück Brot, ganz unscheinbar - so gibt sich Gott in die Hand des Menschen, wird sichtbar im Zeichen und will uns auf unserem Weg Nahrung sein.

Wenn wir in unseren Gemeinden Erstkommunion feiern, feiern wir dieses Geheimnis und nehmen die Kinder mit hinein in dieses Geschehen der Liebe Gottes.

1. Mai: Joseph der Arbeiter

Als Gott seinen Sohn in die Welt sandte, hat er Maria als leibliche Mutter und Joseph als „amtierenden Vater“ auserwählt. Obwohl Joseph aus der Familie des Königs David stammte, war er kein Mann aus Adelskreisen, kein Großgrundbesitzer, kein „Akademiker“ oder Schriftgelehrter, sondern ein gerechter und bodenständiger Mann aus dem Volk, ein Arbeiter, ein Bauhandwerker - ein Schreiner oder Zimmermann. Die Leute sagten über Jesus: „Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns?“ (Mt 13,55) Die Arbeiter haben später in ihm ein Vorbild gesehen, mit dem sie sich identifizieren konnten. So erklärte Papst Pius XII. 1956 den 1. Mai – den von den Gewerkschaften u.a. herkommenden „Tag der Arbeit“ – zum Fest des Hl. Joseph, des Patrons der Arbeiter.

Was bedeutet uns die Arbeit? Sie ist ein Grundrecht des Menschen: „Jeder hat das Recht auf Arbeit, auf freie Berufswahl, auf gerechte und befriedigende Arbeitsbedingungen sowie Schutz vor Arbeitslosigkeit“, heißt es im Art. 23 der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“.

In Italien gibt es ein Sprichwort: „Il lavoro nobilita l´uomo“- die Arbeit adelt den Menschen. Er kann seine materiellen Lebensbedingungen sichern, am gesellschaftlichen Leben teilnehmen und daran mitwirken. Er baut – jeder ein winziges Stück – an der Schöpfung weiter. In den christlichen Kirchen war das immer bewusst. Große soziale Gestalten haben sich u.a. im 19. Jahrhundert durch Jugend- und Bildungsarbeit, durch Arbeiter- und Gesellenvereine (Kolping!) für die Arbeiter stark gemacht. Nicht zu vergessen: Benedikt, der Vater des Mönchtums, der mit der Maxime „Ora et labora – bete und arbeite“ lebte.

Aber dann: die Arbeitslosigkeit! Kinder, die nie miterleben konnten, dass ihr Vater Arbeit fand. Jugendliche, die viele Bewerbungen abschicken – ohne Erfolg. Leute mit geringfügiger Beschäftigung und niedrigem Einkommen. Menschen mit kurzfristigem Arbeitsvertrag. Sie alle leben in Unsicherheit, können kaum für sich und ihre Angehörigen planen und wissen nicht, wie sie ihre Zukunft gestalten können. Die Globalisierung und starke internatio-

nale Konkurrenz, die technologische Entwicklung und Automatisierung führt zu starken Einsparungen auf dem Arbeitsmarkt, deren Opfer auch gut ausgebildete und hoch qualifizierte Arbeitskräfte sind.

Das alles kann Christen nicht gleichgültig lassen! Den Arbeitslosen ist ein wichtiges Stück ihres Menschseins vorenthalten – Sinnerfüllung, Selbstverwirklichung, gesellschaftliche Teilhabe. Wie kann man die Würde der Person leben – ohne Arbeit?

Es war sicher kein Zufall, dass Gott den Zimmermann aus Nazareth zum Pflegevater Jesu gemacht hat. Schon als Kind lernte Jesus die Welt der Arbeit kennen – an der Seite Josephs. Viele Bilder der Kunst lassen da ihre Phantasie spielen. Die Welt braucht Menschen in allen Gesellschaftsschichten, die - wie Joseph - die Verantwortung für andere übernehmen, sie schützen und ihnen Geborgenheit schenken. Menschen, die sich einsetzen, dass die Güter der Welt – auch das hohe Gut der Arbeit – besser und gerechter verteilt werden. Menschen, die bei der „Menschwerdung des Menschen“ helfen!

Maria im Mai

Bei uns zuhause gab es früher im Mai, wenn die Natur aus ihrem Winterschlaf erwacht und ihre Farbenpracht entfaltet, immer einen Maialtar: ein Tischchen, geschmückt mit einem weißen Tuch, frischen Blumen, einer Kerze und in der Mitte einer kleinen Marienstatue. In unserer Kirche fand fast täglich eine Maiandacht statt, in der die Mutter Gottes mit Gebeten und stimmungsvollen Liedern verehrt wurde. Obwohl ich damals als Kind die Bedeutung der Texte noch nicht richtig verstand, spürte ich eine tiefe Geborgenheit. Das Bild der „Schutzmantelmadonna“, der Mutter, die

mich auf meinem Weg mit ihrer Liebe begleitet, berührte mich besonders.

Die Marienverehrung wurde mir somit förmlich in die Wiege gelegt. Sie ist aus meinem Glaubensleben nicht wegzudenken. Im Laufe der Zeit entwickelten sich aus der kindlichen Vorstellung von Maria allerdings andere Bilder, Gedanken und Fragen. Was macht ihre Schönheit, ihre „Strahlkraft“ aus, dass unzählige Darstellungen, Gebete zu und Texte über Maria entstanden, dass die Menschen täglich in unseren Kirchen vor ihrem Bild Kerzen entzünden, die Mutter Gottes tief verehren?

Für mich ist Maria vor allem Vorbild im Glauben. Ich bewundere ihr uneingeschränktes „Ja“ zu Gottes Willen, kein „vielleicht“, „ich könnte es versuchen, will mal sehen…“ Sie hört in sich hinein, ist „ganz Ohr“ für Gottes Stimme und erkennt SEINEN Plan mit ihr. Nicht äußere Zwänge, nicht andere Menschen, nicht die Gesellschaft bestimmen sie. Sie folgt allein Gottes Ruf. Welch ein Glaube, welch ein Gottvertrauen gehören dazu! Dabei erwähnt der Evangelist Lukas durchaus ihre Angst (Lk 1,29: „Sie erschrak über die Anrede des Engels“…), ihre Zweifel (Lk 1, 34: „Wie soll das geschehen…?“). Maria, ein junges Mädchen mit Träumen und Lebensvorstellungen, erkennt einen Auftrag, der ihre Pläne vollkommen durchkreuzt, sie in der damaligen Zeit als unverheiratete, schwangere Frau an den Rand der Gesellschaft bringt. Ein Ärgernis! Und trotzdem: „Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast.“ (LK 1,38) Diesem Wort bleibt sie treu bis ans Ende, bis unter dem Kreuz. Wie viele durchwachte Nächte, wie viele Ängste und Sorgen mag sie ausgehalten haben?

Wenn manchmal Glaubenszweifel in mir aufkommen, sagt mir ein Blick auf Maria: „Vertraue“ durch alle Dunkelheiten hindurch! So führt Maria immer wieder auf die Spur Jesu. Es geht ihr nicht um ihre eigene Person. Ihre Aufgabe, ihr Ziel ist es, die Menschen auf

Jesus aufmerksam zu machen, sie zu IHM zu führen. Viele Mariendarstellungen zeigen, wie sie das kleine Kind dem Betrachter entgegenhält. Bei der Hochzeit in Kana sagt sie zu den Dienern: „Was er euch sagt, das tut!“ (Jo 2,5) Das ist ihr wichtigster Wunsch, ihr Rat an uns: Handelt in SEINEM Namen, bleibt in SEINER Spur! Sie möchte uns helfen, dass wir auf unserem Weg nicht aufgeben, IHN nicht aus dem Auge verlieren. Wie eine Mutter ihrem Kind bei den ersten Gehversuchen stets helfend zur Seite steht, so sehe ich Maria als Mitgeherin, als Helferin bei meinen manchmal ‚schwerfälligen‘ (zögerlichen) Glaubensschritten. Daher zünde ich noch heute gerne – so wie damals auf unserem Maialtar - eine Kerze vor ihrem Bild an. Nicht nur im Monat Mai.

Muttertag

„Keiner liebt dich so wie Mama!“ – Tatsächlich? Scherzfrage: Was möchte die weltberühmte Geigerin Ann-Sophie Mutter gerne sein? Antwort: eine gute Mutter. Die passende Mutter bzw. der Vater ist das beste Startkapital für ein Kind. Wer in positiver Weise „bemuttert“ oder „bevatert“ wird, hat das nötige Urvertrauen, um im Leben mancherlei Schwierigkeiten standzuhalten. Die Aufgabe der Mutter verändert sich ständig und erfordert Flexibilität. Die Mutter entbindet, entwöhnt und gibt – wenn nötig – auch einen Schubs „aus dem Nest“. Wenn sie Glück hat, avanciert sie schließlich zur Großmutter und hat dann noch ein bisschen was fürs eigene Herz.

Das einschneidende Ereignis, das eine Frau zur Mutter werden lässt, die Geburt, ist auch Thema der Bibel. Die wichtigste Geburt feiern wir – außer Frage – an Weihnachten. Aber es gibt noch eine andere Geburt. In einem Nacht- und Nebelgespräch, das der Pharisäer Nikodemus mit Jesus führt, geht es auch um dieses in damaliger Zeit sicher eher frauenspezifische Thema der Geburt. Die höfliche Gesprächseinleitung des Nikodemus wird von Jesus beantwortet mit: „Es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ (Jo 3,3)

Die Geburt ist der Übergang ins irdische Leben. Die biologische Mutter schenkt dem Kind das Leben. Das ist die natürlichste Sache der Welt. Aber die Bibel macht deutlich: Gott, der Vater, schenkt dem Menschenkind durch Tod und Auferstehung seines Sohnes Jesus Christus neues, ewige Leben. Wie die natürliche Geburt ein Wunder an sich ist, so ist die geistliche Geburt ein noch größeres Wunder. Wem dieses Geheimnis des Glaubens widerfährt, für den ist Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Muttertag gleichzeitig. Vieles aus dem alten Leben wird bereinigt oder gar als überflüssig abgelegt werden können. Was folgt, ist ein Zustand „wie neugebo-

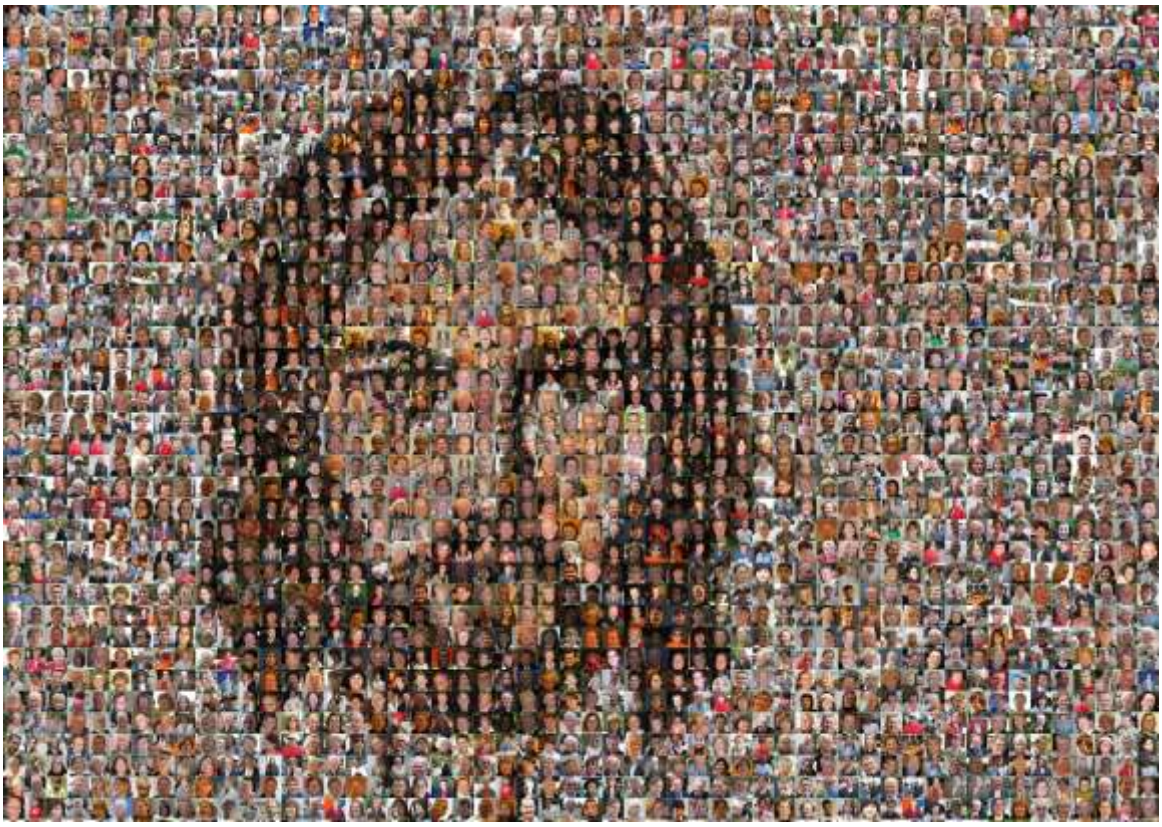
ren“. Wie eine Mutter es gut meint mit ihren Kindern, so meint es Gott, der Vater, gut mit den Menschenkindern. Sie brauchen nichts weiter zu tun als auf ihn zu hören!

Die Amerikanerin Julia Ward Howe machte 1870 den Vorschlag, einen Muttertag als Protesttag gegen den Krieg einzuführen. Offiziell wurde der Muttertag am zweiten Maisonntag des Jahres 1907 durch die Methodistin Anna Maria Jarvis begründet. Anknüpfungspunkt für sie war der zweite Todestag ihrer geliebten Mutter. Der Muttertag wird, solange die Kinder klein sind, süß und poetisch und in Herzform mit Buttercreme zelebriert. Den Muttertag können „mitten im Leben stehende“ Kinder als Tag der Wertschätzung und der Verbundenheit nutzen, wenn die Mutter alt ist und ihre Kräfte schwinden.

Der zweite Sonntag im Mai ist ein unverzichtbarer Termin. An diesem Sonntag, dem Tag des Herrn und der Auferstehung, dürfen sich Mütter und Kinder gegenseitig dafür danken, dass sie einander Gottesgeschenk und Lebensbegleiter auf Zeit sind.

Europatag

Ein von Christen aller Konfessionen und vieler Nationen gestalteter Tag am 12.5.2012 im Rathaus



Wir haben viel vor. Wir wollen Europas Seele stärken. Wie denn das? Übernehmen wir uns? Meine eigene Seele ist mir ja oft schon ein Rätsel – und jetzt: Europas Seele? Menschen in Sizilien, in der Ukraine, in Schottland, in Tirol, in Lüdenscheid – was für ein Kosmos! Menschen allein in unserer Stadt, aus hundert verschiede-

nen Ländern stammend – was für eine vielschichtige Welt! Was für ein „gemischter Salat“ an Seelen!

Eins steht fest: Europa hat sich immer und teilweise bis heute als Nabel und Mittelpunkt der Welt verstanden. Erst das 20. Jahrhundert hat Europa unsanft vom Thron gestürzt: Amerika überholte Europa, jetzt zieht China nach vorn. Bis dahin aber fühlte sich Europa konkurrenzlos überlegen. „Wir sind der Herd, auf dem das geistige Brot für die Welt gebacken wird“, schrieb ein Rektor der Sorbonne, der Universität in Paris, schon im 14. Jahrhundert. Europa (Paris) als Backstube des „Brots für die Welt“! Woher kamen die Zutaten für dieses Brot? Was kam in den Teig? Das waren sicherlich die geistigen Schätze der Antike, Athens und Griechenlands: die Philosophie, die erste Erfahrung mit der Demokratie. Ein Menschenbild, das zeigte: Der Mensch ist so, dass er die Wahrheit erkennen kann! Aber dann noch mehr die Wahrheit selber – die Botschaft der Bibel aus Jerusalem und dem Heiligen Land – die Botschaft, die durch ganz Europa ging! Und ein Menschenbild, das die Wahrheit mit der Liebe verband. Der Mensch: unbedingt geliebt von Gott! Der Mensch im Blick – nicht der Staat, nicht die Wirtschaft…. Mit den Worten Heinrich Bölls: „ Es gibt Raum für diejenigen, für die keine heidnische Welt je Raum hatte: für Krüppel und Kranke, für Alte und Schwache – und noch mehr als Raum gibt es für sie: es gibt Liebe“- Liebe im Zeichen Christi.

Der Glaube an Gott, so könnte man sagen, war die Hefe im Teig. Und auch in der Neuzeit, auch in der Aufklärung - wurde der Dialog von Glaube und Vernunft weitergeführt. Die Waagschale aber neigte sich mehr und mehr in Richtung Vernunft und Wissenschaft. Die Christen taten sich überdies schwer damit, der Liebe ein glaubwürdiges Gesicht zu geben. Sie spalteten sich, sie führten Kriege gegeneinander. Die Messlatte des Glaubens hing ihnen viel zu hoch. Der „alte Adam“, dickschädelig und egoistisch, wie er ist und war, wurde in der Taufe nicht weggespült! Im 20. Jahrhundert wurde dann die Hölle in Europa erkennbar: Hitler wie Stalin gaben

Europa ein dämonisches, ein diabolisches Gesicht – und das Dämonische lauert als Gefahr weiter – so noch in den Balkankriegen, in Sarajevo und Srebrenica, vor kaum zwanzig Jahren!

Aber insgesamt wurde Europa ein Ort des Friedens, des „ Aufeinander zu“! Ich habe mehrfach Zeltlager der Jugend in der Normandie mitgemacht. Dort, wo die Invasion 1944 einsetzte, ist die Erde getränkt vom Blut, ist die ganze Grausamkeit des Krieges in Erinnerung. Und doch wuchs auch dort die „deutsch- französische Freundschaft“, - eine Haltung, die auf Einheit aus war: Einigung für ganz Europa! Versöhnung, nie wieder Krieg! Was für ein christlicher und hoffnungsvoller Impuls! Wie dankbar dürfen wir für diese lange Zeit des Friedens sein, auch für die großartigen Möglichkeiten zu reisen, andere Kulturen zu erleben, anderen Menschen zu begegnen! Wie sehr haben z.B. die Kathedralen Frankreichs mir eine Ahnung gegeben von dem, was wir hier die „Seele Europas“ nennen!

Wahrscheinlich haben Sie alle die Europaflagge vor Augen. Blauer Grund, und ein Kranz von zwölf Sternen. Wissen Sie, dass ein Bild, ein Symbol aus der Bibel, aus der Geh. Offenbarung des Johannes (12, 1) da Pate stand: „Ein großes Zeichen erschien am Himmel- eine Frau, mit der Sonne bekleidet, der Mond unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt…“ Diese Frau- wohl ein Symbol des Gottesvolks- gibt Hoffnung angesichts der anderen Zeichen: des Drachens, der wilden Tiere, der Gewalt und der Mächte der Zerstörung! Die 12 Sterne deuten einen geordneten Kosmos statt des Chaos an, sie meinen Würde, weisen hin, wo „die Seele“ zu suchen ist. - Ein junger Graphiker aus Lüdenscheid hat dagegen ein anderes Bild gemacht, um uns „auf den Teppich zu holen“: zwölf Stacheldrahtstacheln, mit der Aufschrift: „Jeden Tag sterben vier Menschen beim Versuch, illegal in die EU einzureisen.“

Zwischen den Sternen und dem Stacheldraht liegt Europa. Zwischen Paradies und Hölle. Zwischen Schwarz und Weiß. Irgendwie „grau“ ist Europa geworden, das Brüsseler Europa mit seinen tausenden Paragraphen und hunderten Finanzproblemen. Irgendwie eine Pflichtübung, die nicht mehr begeistert, die ihre visionäre Kraft verliert. Ein Europa der Finanzbuchhaltungen. Ob wir etwas anderes hier und heute ins Spiel bringen können? Die Hefe für das „heutige Brot“? Etwas von der Hoffnung, die Orte braucht? Orte auch hier? Ich freue mich auf diesen Tag - für die Menschen in Europa. Denn an den Menschen hängt die Seele. Denn an den Menschen hängt Gott.

Himmelfahrt

Himmelfahrtskommando, das ist ein halsbrecherischer, lebensgefährlicher Auftrag. Himmelfahrtskommando, da wird Menschen befohlen, an die Grenze des Machbaren zu gehen. Himmelfahrtskommando, das ist Sache von Fanatikern oder von Helden.

Wenn wir Himmelfahrt feiern, dann geht es um so etwas wie ein Himmelfahrts-Kommando. „Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern!“ so ruft uns Jesus zu. Universaler konnte der Auftrag Jesu kaum ausfallen: Die Jünger sollen zu allen Völkern gehen, nicht nur in bestimmte Gebiete. Und alle Menschen sollen seine Jünger werden, nicht nur ein heiliger Rest. Auch sagt er nicht: „Es wäre schön, wenn ihr die Frohbotschaft verkünden würdet!", sondern er befiehlt, beauftragt und befähigt sie!

Der Missionsauftrag richtet sich an eine kleine Schar von Jüngern aus dem letzten Winkel des Römischen Reiches, an Menschen, die alles andere als angesehen oder hochqualifiziert waren. Rein menschlich betrachtet mussten sich die Jünger damals total über-

fordert fühlen. In den Augen der damaligen Welt waren sie eine Sekte mehr, eine kleine Schar - wenn auch sympathischer - Verrückter, die die Welt verändern wollte.

Der Auftrag Jesu - ein Himmelfahrtskommando?!

Ja und Nein! Es gehört Mut dazu, das Evangelium weiter zu geben und zu leben, es gehört Freude und Engagement dazu, es gehört dazu, dass vieles ins Leere läuft und manchmal der Eindruck entsteht, dass die gute Absicht wenig Früchte trägt. Aber wie bei den ersten Jüngern, so geht es uns heute nicht anders. Wir leben und verkündigen unseren Glauben mit unseren begrenzten, kleinen Möglichkeiten. Und doch kann Gott selbst aus unserem Bemühen immer wieder geschehen lassen, dass Menschen der Glaube an Gott wichtig wird, dass sie Gottes Gegenwart entdecken und ihrem Leben neue Richtung geben. Wir müssen nicht perfekt sein, wir brauchen keine vollkommenen Strategien; dass Glaube

wächst, liegt nicht in unserer Hand. Gott wird etwas daraus machen - das hat er versprochen.

Überzeugen – das Wort macht wohl besser deutlich, worum es eigentlich geht: Nur Zeugen überzeugen. Das persönliche Zeugnis der Christen ist das beste Zeugnis für Christus. Aber dann ist eben keine peppige Werbestrategie gefragt, keine gut organisierte Institution, sondern dann bin ich persönlich gefragt.

Die Apostel damals brachten den Mut zum Zeugnis auf, weil sie sich der Nähe dessen bewusst waren, für den sie Zeugnis ablegten. Sie hatten keine großartige Strategie, keine funktionierende Behörde in ihrem Rücken. Aber sie hofften auf die Hilfe des Herrn. Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.

Wir dürfen Gott ganz viel zutrauen - und damit uns selbst. „Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern!“

Wenn wir auf die Hilfe des Himmels bauen, dann ist dieser Auftrag kein Himmelfahrtskommando mehr.

Pfingsten 1

Haben wir den Geist Gottes auf einen Wohlfühl-Faktor in unserm Leben reduziert? Manchmal muss ich etwas schmunzeln, wenn ich in Gebeten oder Gottesdiensten höre: „Gottes Geist möge uns helfen, leiten, bewahren, umgeben, segnen, wohl tun…“ Ich bin Gott von Herzen dankbar, dass er das alles auch tut! Aber der Heilige Geist ist – und will – weit mehr als das. Er ist Gott in uns. Er will die Wahrheit präsentieren. Er will uns befreien – auch aus unserm „immer-um-uns-selber-Kreisen“. Er will uns davon befreien, uns immer wohlfühlen zu müssen, in jeder Lage.

Nein, ich glaube, ich muss mich nicht wohlfühlen im Gottesdienst, beim Bibellesen oder bei der Anbetung. Vielleicht ist das Ihre Erwartung, wenn Sie sonntags zum Gottesdienst gehen: Dass Sie sich danach – oder wenigstens währenddessen – ein wenig besser fühlen. Dass das Bibellesen Ihnen Freude macht, dass Beten Sie beruhigt. Vielleicht gehen deshalb manchmal Kirchenbesucher auch mit kritischen Kommentaren nach Hause, weil sie all das Äußerliche bewerten: den Ablauf, die Lieder, den Chor, die Sprache des Predigers. Die Frage aber sollte nicht lauten: Habe ich mich wohlgefühlt?

Ich gebe zu: Ich fühle mich nicht immer wohl. Manchmal sind es sogar die unbequemsten Augenblicke des Tages, wenn ich mich nach dem Heiligen ausstrecke – und dann erschrecke, wer ich dagegen bin. Es kostet mich Kraft, mich mit Gott zu verabreden – und dann zu erkennen, wo ich mal wieder überreagiert oder falsch gehandelt habe. Das ist absolut unbequem! Sünde in meinem Leben festzustellen ist nicht schön. Aber es ist so wichtig wie eine richtige Diagnose beim Arzt.

Und genau das will ja der Geist, der aus Gott stammt. Das erste Pfingstfest in Jerusalem malt uns das vor Augen (Apg 2): Da, wo der Geist Gottes ist, fangen Menschen an, Jesus neu zu sehen – und fragen erschrocken: „Was sollen wir tun?“ (Vers 37). Von wegen „Wohlfühlen“… Da fällt plötzlich Licht auf unser Leben, und wir sehen ein, dass manche alte Gewohnheit uns kaputt macht. Wir bekommen Mut, persönliche Schuld nicht länger zu verharmlosen, sondern konkret beim Namen zu nennen. Und dann, Jesus am Kreuz sei Dank, können wir jederzeit einen Neuanfang machen.

Dazu kommt an Pfingsten der Heilige Geist auf alle Menschen. Er ist der Agent Gottes, der die Wahrheit präsentieren will. Wie beim Memoryspiel deckt er nach und nach einzelne Karten unseres Le-

bens auf und zeigt, was sich darunter versteckt hält. Er tut es nicht aus Bosheit oder um uns bloßzustellen. Er deckt auf, damit wir Schuld klarer sehen, Verletzungen zugeben und bittere Wurzeln in unserm Herzen nicht zulassen.

Sind Sie bereit für Pfingsten? Für den Geist, der manchmal aufmischt, beunruhigt – und in uns Wollen und Vollbringen bewirkt?

Pfingsten 2

Als das Pfingstfest kam, waren wieder alle, die zu Jesus hielten, versammelt. Plötzlich gab es ein mächtiges Rauschen, wie wenn

ein Sturm vom Himmel herab weht. Das Rauschen erfüllte das ganze Haus, in dem sie waren. Dann sahen sie etwas wie Feuer, das sich zerteilte, und auf jeden ließ sich eine Flammenzunge nieder. Alle wurden vom Geist Gottes erfüllt und begannen in anderen Sprachen zu reden, jeder und jede, wie es ihnen der Geist Gottes eingab. [Apg 2]

Dass die Jünger plötzlich in den unterschiedlichsten Sprachen zu den Menschen redeten, hat mich zu meiner Schulzeit beeindruckt und immer ein wenig neidisch gemacht. So sprachbegabt zu sein, jede Fremdsprache fließend zu beherrschen, das hätte mir gut gefallen. Selbst nach meiner Firmung haben sich meine Noten in Englisch nicht verbessert.

Doch um die Sprachbegabung geht es bei Pfingsten nicht. Der Geist Gottes erfüllte die Jünger, sie fühlten sich plötzlich befähigt und stark. Ihr Glauben wanderte förmlich von der Oberfläche in ihr Inneres. Vielleicht war es das erste Mal, dass Gott durch sie

sprach, dass sie durch den Heiligen Geist spürbar mit Gott verbunden waren. Die Jünger hatten eine dramatische Zeit hinter sich. Ihre komplette Lebensplanung, ihre Vision, ihre Zukunft schien zerstört. So hilflos und ängstlich sie dem Leben ausgeliefert waren, erfüllte sie plötzlich der Heilige Geist - und sie nahmen diese Kraft an.

Ich glaube, dass der Geist Gottes immer noch wirkt, - dass es nur darum geht, dass ich ihn annehme. In den schlimmen Momenten meines Lebens fällt es mir leicht, in den guten Zeiten sind oft andere Dinge im Vordergrund, die es mir schwer machen, mich wirklich erfüllen zu lassen. Der Heilige Geist bringt den Verzweifelten Hoffnung, ermutigt Verzagte, stiftet Frieden. Es macht mir Mut, dass ich vielen Menschen begegne, durch die ich und bestimmt auch andere den guten Geist Gottes spüren können. Wenn ich mich auf Pfingsten einlasse, mich öffne und bereit bin, meine eigenen Schwächen zu sehen, dann hat der Geist Gottes freie Bahn. Vielleicht werde ich dann –wie die Jünger damals - mit einer Sprache reden, und jeder wird es verstehen. Wo Menschen erfüllt sind vom heiligen Geist, beginnt Zukunft. Der Heilige Geist wirkt - und das nicht nur zu Pfingsten!

Pfingsten 3

„in verschiedenen Sprachen“

Ein pfingstliches Bild: Gott im Wunder des Verstehens. Fremde Sprachen werden verstanden. Die lange Völkerliste von damals (Parther, Meder, Elamiter …) würde heute ersetzt durch Polnisch, Italienisch, Französisch, Kroatisch, Ewe (eine Stammessprache in Westafrika), Spanisch und natürlich Deutsch - Sprachen, die bei uns in Lüdenscheid zu hören sind. Verstehen der anderen! Nun, ich kann z.B. Ewe ganz sicher nicht verstehen, aber ich spüre, dass eine fremde und andere Kultur zugänglich ist für den Geist Gottes! Der Heilige Geist bleibt nicht stecken im Vertrauten, bleibt nicht stecken in Jerusalem oder Rom. Er überschreitet Grenzen. Er geht nach draußen. Er schenkt allen ein Zuhause – quer durch die Sprachen, Kulturen, Nationen, vielleicht sogar quer durch die Religionen.

Ein Erlebnis auf Reisen: ich nehme teil an einer Messe in einem abgelegenen Bergdorf Guatemalas. In der Regel sind die Einheimischen ganz unter sich. Die Messe ist in der Stammessprache. Ich verstehe nichts – und verstehe zugleich alles! In den Gebeten verstehe ich manche Worte: Jesus Christus, oder Amen, oder Halleluja – das sind offensichtlich universale Worte. Ich verstehe den Ablauf, die menschlichen Gesten, besonders den lang dauernden Friedensgruß. Ich spüre die große Gemeinsamkeit des Glaubens und fühle mich ZUHAUSE, - einer, der aus einer ganz anderen Welt kommt, fühlt sich soz. „adoptiert“, fühlt, dass er dazugehört.

Ein Erlebnis in Lüdenscheid: Ein Treffen mit Ausländern mit zehn verschiedenen Sprachen. Am Schluss beten wir das Vaterunser gemeinsam - jeder in seiner Sprache. Ein kleiner Vorgeschmack auf Pfingsten!

Auch zum Sprachenwunder des Verstehens gibt es im Alten Testament ein mächtiges Gegen-Bild: den Turm zu Babel. Der bedeutet: wie Gott sein zu wollen – alles toppen, im Ranking an der Spitze sein wollen, ein unaufhörlicher Ego-Trip, die Karriereleiter immer höher rauf – gnadenloser Gebrauch der Ellenbogen – Eifersucht, Neid und Hass im Gefolge. Die Banken- und Finanzkrise der letzten Jahre war ein deutlicher Beleg, dass am Turm von Babel immer noch gebaut wird. Immer wieder stürzt er ein, reißt alles mitherunter, bringt alles durcheinander – ganz gewiss das Verstehen.

Verstehen ist nicht einfach. Es sind ja nicht nur die fremden Sprachen, die man nicht versteht! Es sind die unterschiedlichen Denk- und Lebensweisen - die Weisen, wie die Menschen „ticken“.

Nehmen wir Mann und Frau: Der Humorist Loriot führt in einem Sketch einen ehelichen Dialog vor, lässt Mann und Frau völlig aneinander vorbei reden und endet mit dem lakonischen Schlusssatz: „Mann und Frau passen eben einfach nicht zusammen!“

Nehmen wir Jung und Alt: Das kann ein Gespräch wie unter Tauben sein. Ganz andere Welten stoßen aufeinander. Der Junge hört nicht, weil er gerade einen Walkman im Ohr hat - und der Alte versteht nicht, weil er tiefsitzende Vorurteile hat.

Nehmen wir unterschiedliche Fans: Schalke- und Borussia- Fans zusammen, hartgesottene SPD- und CDU-Parteigänger, kirchliche Rechte und Linke. Wechselseitiges Verstehen, Dialogwille? Kaum zu vermuten.

Noch schwieriger: Arm und Reich. Europa schirmt sich ab, Tausende von Afrikanern kentern auf ihren Booten im Mittelmeer. Verstehen? Eher Abwehr-Reflexe. Die westliche Welt stößt auf die Welt der Eingeborenen in Südamerika oder Afrika: Verstehen? Nur am Rande. Stattdessen eher Unterwerfung, Beherrschung oder Ignorierung der fremden Kulturen. Das alles ist die Welt von Babel, gestern wie heute!

Gibt es einen Weg von Babel nach Pfingsten? Bausteine dieses Weges sind alle Versuche, sich auf die Anderen einzulassen, sie zu besuchen, sie kennen zu lernen. Was für Chancen liegen im Reisen! Aber wenn dieses Reisen und Begegnen fruchtbar werden und folgenreich bleiben soll, muss ihm eine Grundentscheidung, ja fast eine „Bekehrung“ zugrunde liegen. Eine Stipendiatin des Projekts „Samenkorn“ in Guatemala hat das so ausgedrückt: „Man hat uns herausgefordert, mehr und mehr im PLURAL, in der WIR-Form zu denken und zu handeln.“ Ein toller Satz! Nicht- wie üblich-: Wie kriege ich eine Karriere hin? Sondern: In der Wir-Form zu leben und dabei den Kreis nicht zu klein zu ziehen. Das Wohl

des Nächsten und der Gemeinschaft im Blick zu halten. Nicht nur: Was kann ich kriegen? Sondern mehr noch: Was kann ich geben? Die Wir-Form einüben, das ist der Weg in Richtung Verstehen.

In solchen Sätzen höre ich die Stimme Gottes heute aus dem „brennenden Dornbusch“ heraus, in den Wüsten von heute, in den dornigen Verhältnissen von heute.

Er spricht immer noch – sagt immer noch: „Ich brenne vor Liebe zu euch. Ich bin da für euch.“

Komm, Heiliger Geist!

Das Pfingstfest ist das Fest der Gabe des Heiligen Geistes an die Apostel und an die gesamte Kirche. Wir sprechen oft vom Heiligen Geist als von einem, der uns Inspirationen, Ideen, Erkenntnisse, Klugheit etc. bringt. Jesus aber sagt etwas anderes. Der Heilige Geist ist die Verkörperung der Liebe! Das ist auch kein Wunder, wenn wir von Johannes her wissen, dass „Gott die Liebe ist“. Am frühen Morgen des Pfingsttags sind die Apostel vom Heiligen Geist erfüllt. Das ist die Liebe Gottes, die sie erfüllt hat. So ist es auch für uns getaufte Christen. Die Liebe in uns ist von der Liebe Gottes abhängig. Mit der Liebe Gottes in uns fühlen wir uns mit den Anderen verbunden. Nach einem Gottesdienst in Taizé zum Beispiel sieht man, wie die Menschen aller Rassen, jung oder alt, einander zulächeln…

Mit dem Heiligen Geist, der die Liebe ist, fühlt man sich mit anderen in ihrer Lage verbunden. Der reiche Mann fühlt sich mit den Armen verbunden und möchte den Armen einen Teil seines Besitzes geben - denken wir nur an Zachäus.

So betont Jesus (Jo 13, 34), unsere Beziehung zu Gott und zu unseren Mitmenschen zu prüfen: „Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben.“ Unsere Liebe zu Gott und unsere Liebe zu den Mitmenschen sind untrennbar. Die Liebe zu unseren Mitmenschen wird der Beweis sein, ob wir Gott lieben oder nicht.

An den Heiligen Geist zu denken, wird zuerst heißen: „Komm!“. Unser Leben als Christ ist ein experimentelles Leben mit dem Heiligen Geist. Sobald er da ist, wirkt Er. Es ist der Geist, der die ganze Kirche überall in der Welt erfüllt und steuert. Ich habe viele Gottesdienste in Afrika mitgefeiert, und da kann man spüren, wie begeistert die Gläubigen sind. Es wird viel gesungen und getanzt, um die Freude an Gott, aber auch die Freude an der Gemeinschaft der Christen zu zeigen. Durch das Singen und durch den Tanz wird die Anwesenheit des Heiligen Geistes bestätigt.

Oder die Begeisterung bei den Weltjugendtagen – sie ist auch Zeichen der Liebe Gottes, Zeichen der Werke des Heiligen Geistes.

Man muss Ihm sagen: „Komm“! Gerade dann, wenn nichts mehr geht, wenn alles in uns blockiert ist, wenn wir Angst haben, uns zu engagieren, wenn wir es nicht schaffen, einander zu verzeihen.

Der Heilige Geist kann uns dann helfen, durch andere Menschen zu verstehen, dass es für Gott keine Situation ohne Lösung gibt. Er ist die Kraft, die uns unermüdlich nach vorne schiebt. Wir alle können Ihn empfangen; alles hängt davon ab, wie stark unsere Bereitschaft ist, nicht immer nur zu „machen“, sondern zu empfangen.

Firmung

Oder: „Ich will dazu gehören!“

Die lateinische Wurzel „sacer“ in dem Wort „sacramentum“ bedeutet: „heilig, unverletzlich“. Für diesen Blickwinkel Jugendliche zu sensibilisieren, die sich auf den Weg der Firmvorbereitung machen, ist nur eine der Herausforderungen in diesem Zeitraum. Nach der Taufe ist die Firmung das zweite Sakrament unter den Einführungssakramenten (’in die Glaubensgemeinschaft hinein’). Mit der Firmung sagt der Firmand / die Firmandin bewusst: „Ich will dazu gehören“. Und er / sie hört vom Bischof: „Sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den heiligen Geist“.

Nicht nur die Jugendlichen, sondern jeder, der mag, darf sich gerne folgende Fragen aus der Firmvorbereitung beantworten:

- Was ist mir eigentlich „heilig“?
- Wie beschreibe ich meine (Körper-)Haltung zu Gott?
- Wenn ich an die Dreifaltigkeit denke, denke ich an …?
- Woher komme ich, und wohin will ich gehen?
- Was verstehe ich unter „Kirche“?
- Wofür kann ich „Danke“ sagen?

Wer sich mit diesen Fragen auseinandersetzt, unterhält sich durchaus mit dem Vater, dem Sohn und dem heiligem Geist. Und alle drei waren spürbar nah, als mir ein (bis zu dem Zeitpunkt be-

sonders wenig mit dem Glauben in Berührung gekommener) Firmand seinen Lebensweg erklärte, den er in einer Kreativeinheit modellieren sollte:

Er „sprechsang“ mir folgenden Refrain seines Lieblingsliedes von Xavier Naidoo vor:

„Dieser Weg wird kein leichter sein,
dieser Weg wird steinig und schwer.
Nicht mit vielen wirst du dir einig sein,
doch dieses Leben bietet so viel mehr!“

Gebet eines Firmkatecheten:

Herr, ich danke dir für die Zeit der Firmvorbereitung:
Für die Fragen der Jugendlichen und für ihre Sehnsucht
Für ihre Standpunkte und ihre Lebensträume
Für ihr Mitteilen und ihre Lebendigkeit
Für ihre Sorgen und ihre Zuversicht
Für ihre Kritik und ihre Kreativität
Für die Dispute und die Vielfalt…

Herr, ich danke dir für diese Erfahrung,
weil mein eigener Glaube hinterfragt wird
und weil ich meine Position überprüfen darf.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.
Amen

Dreifaltigkeit / Trinitatis

Das Trinitatis-Fest kam um die erste Jahrtausendwende bei den Benediktinerklöstern in Frankreich auf und wurde 1334 durch Papst Johannes XXII. in den Römischen Kalender eingeführt. Das Fest gilt der Verehrung der Heiligen Dreifaltigkeit: Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott- Heiliger Geist. Es leitet am Sonntag nach dem Pfingstfest die sogenannte „festlose“ Zeit ein, also die zweite Hälfte des Kirchenjahres bis zum Ewigkeitssonntag. Es erinnert an die gemeinsamen Glaubensbekenntnisse unserer Kirchen und bringt uns den gemeinsamen Gott, der sich als Vater, Sohn und Heiliger Geist uns zu erkennen gegeben hat, nah.
Mir kommt eine kleine Geschichte dazu in den Sinn: Einst lebte ein König, der in langen Jahren die ganze Welt gesehen hatte. Als der König alt wurde, wünschte er, auch noch Gott zu sehen. Also befahl er seinen Ministern, ihm Gott zu zeigen. Er setzte ihnen – auch unter Androhung der Todesstrafe – eine Frist von drei Tagen. Da wurden alle im Palast traurig und erwarteten ihr Ende, denn niemand wusste, weder am ersten noch am dritten Tag, wie sie ihrem König Gott zeigen konnten. Als sie noch verzweifelt herumstanden, kam ein Hirte, der den Befehl des Königs vernommen hatte, und sprach: „Gestatte mir, König, dass ich deinen Wunsch erfülle.“ „Gut“, entgegnete der König, „aber bedenke, es geht um deinen Kopf!“ Der Hirt führte den König ins Freie und wies auf die Sonne. „Schau hin“, sprach er. Der König wollte in die Sonne blicken, aber ihr Glanz blendete seine Augen, so dass er sie schließen

musste. „Willst du, dass ich erblinde?“, sprach er zu dem Hirten. „Aber König!“, sagte dieser, „die Sonne ist doch nur ein geschaffenes Ding, ein Abglanz des göttlichen Lichtes. Wie willst du da mit deinen schwachen Augen Gott schauen können? Suche ihn mit anderen Augen!“ (nach Leo Tolstoi)

Als Menschen können wir Gott nicht sehen und wahrscheinlich auch nie in seiner Fülle erfassen. Auch mit unseren Worten haben wir nur eingeschränkte Möglichkeiten. Wir können Gott letztlich nicht beschreiben. Auch in den biblischen Zeugnissen gibt er sich nie in seiner Fülle zu erkennen. Wenn wir es versuchen, dann immer nur mit unseren begrenzten Möglichkeiten. Das, was Trinitatis uns sagt, ist letztlich ein Geheimnis, ist ein Mysterium. Alle Bilder und Vorstellungen, die wir von Gott haben, wie auch der Versuch, von ihm zu sprechen, sind immer so unvollkommen, wie es

das Gleichnis von der Sonne ist. Um an Gott glauben und ihn verstehen zu können, ist es besser, auf das zu hören, was er sagt und was er vor allem in seinem Wort: Jesus Christus uns gesagt hat. Da ist das Bild von der Sonne wiederum sehr treffend: Ihre Strahlen wärmen uns, ihr Licht dringt durch alle Finsternis der Welt, ihre Wärme macht Leben möglich, ihre sichtbaren Zeiten geben unserem Leben den Rhythmus. Wo wir Gottes Wort hören, da wird Wärme, Leben, Licht möglich, und das Leben bekommt seine Erfüllung.

Dreifaltigkeit 2

„Du musst aber ganz schön einsam sein," schreibt eine Achtjährige in den „Kinderbriefen an den lieben Gott". Vielleicht hat sie ihren Vater mal sagen hören: je höher hinauf, desto einsamer wIrd es. Er hat dabei an die Bundeskanzlerin und an den Papst gedacht. Noch höher hinauf denkt das Kind.

Christen kennen dieses Thema. Sie sprechen vom „dreifaltigen Gott" und verkünden nicht die einsame, sondern die „gesellige Gottheit" (Kurt Marti). Die anderen Religionen machen da nicht mit. Sie sind mono- oder polytheistisch, glauben an einen Gott oder an viele Götter. Entweder- oder!

Wir Christen haben keinen Grund, den Glauben an den dreifaltigen Gott zu verstecken und ihn für einen nur zeitbedingten Glaubensbegriff zu halten, der nicht mehr in unsere Zeit passt. Im Gegenteil! Einer beziehungsarmen Zeit wird ein beziehungsreicher Gott der Liebe vorgestellt. Gott ist kein einsamer, unnahbarer Monarch, sondern er lebt sozusagen „in Wohngemeinschaft"! Kommunion – das ist sein Wesen. Gott ist Liebe, weiß die Bibel. Liebe, die sich mitteilt, die aus sich herausgeht, die sich verströmt in die Schöpfung wie in die Geschichte der Menschen hinein. Ein

„geselliger Gott“! Liebe strömt zwischen dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist.

Der Tabernakel in der Kirche St. Joseph und Medardus drückt das so aus: der Vater und der Sohn begegnen und umarmen sich. Die Luft dazwischen ist der Raum des Geistes, und in diesem Ur-Modell der Liebe ist die Erde gehalten! Dieses göttliche Modell der Liebe tragen wir in uns. Wir sind nicht geschaffen als einsame, in sich verschlossene Individuen, sondern als Ebenbilder des dreifaltigen Gottes – als Personen.

Person wird man am Anderen, im Miteinander und Füreinander. Ohne den Anderen könnte ich nicht sein. Ohne die Beziehung der Liebe wäre ich nicht und nichts. Dazu gehört auch, dass man das Andere, den Anderen respektieren und schätzen kann. Wenn alle gleich wären- wie schrecklich! Dann brauchte keiner den Anderen. Erst der Andere, der ungleich ist mit uns, kann uns herausfordern, ergänzen, korrigieren. Und

so entsteht Einheit: in großer Vielfalt, im Miteinander, im Austausch und in der Ergänzung – in der Familie, in der Kirche. Überall wirkt das göttliche dreifaltige Modell der Liebe weiter…

„Malt ein Bild von Gott“, bittet der Religionslehrer in der Grundschule. „Kann ich nicht“, sagt ein Junge, „Ich habe heute keinen Goldstift dabei.“ „Ich nehme alle Farben“, meint ein anderer, „ganz bunt soll das Bild werden!“ Ja, recht so: ein buntes, vielfältiges, „dreifaltiges“ Bild! Vielleicht ist unser persönliches Gottesbild nicht so vielfarbig, sondern nur in Gold oder in Schwarz- Weiß. Aber der Geist der Wahrheit hat seine Wege, uns „in die ganze Wahrheit zu führen“!

Sonntag 1

Gefragt, warum es Kirche gibt und wir uns immer wieder jeden Sonntag versammeln, möchte ich so antworten:

Auch Gott braucht Familie –
Du
bist Familie Gottes!

1
Wenn Gott die Liebe ist,
braucht er ein Gegenüber.
Zum Beispiel: Dich!
Wohin sonst mit der Liebe?

2
Wenn Gott die Liebe ist,
bleibt er nicht im Himmel.
Kommt auf die Erde.
Hat ein Gesicht: Jesus Christus.

3
Wenn Gott die Liebe ist,
erhofft er eine Antwort.
Sein Ruf: Mach es wie ich.
Liebe. Werde darin Mensch.

4
Wenn Gott die Liebe ist,
schafft er ein Volk
aus zahllosen Gemeinden.
Das Du bleibt nicht vereinzelt.

5
Wenn Gott die Liebe ist,
dann nenn ihn Vater.
Und dich selber:
Bruder. Schwester.

6
Wenn Gott die Liebe ist,
nimm teil am Leben
Seiner Familie.
Sei ganz geschwisterlich.

7
Wenn Gott die Liebe ist,
freu dich am Tisch,
an Brot und Wein
und an den anderen.

8
Wenn Gott die Liebe ist,
gehör dazu: mit deinen Gaben,
mit deinem Glauben,
auch wenn es wenig ist.

9
Wenn Gott die Liebe ist,
dann bist du kostbar.
Mehr als das Gold der Welt.
DU. Wie du bist. In deiner Art.

10
Wenn Gott die Liebe ist,
vergiss die Liebe nicht.
Lass dich an sie erinnern.
Am Sonntag, wieder neu.

Sonntag 2

„Omas und Opas haben wir leider nicht im Sortiment!“

In unserer Heimat-Zeitung wird monatlich der „Lüdenscheider des Monats“ vorgestellt. Am Jahresende wird dann aus den Zwölfen heraus der „Lüdenscheider des Jahres” gekürt. Nun wurden die Lüdenscheider einmal selbst befragt, wer ihr ganz persönlicher „Lüdenscheider des Jahres” sei. Für mehrere Jugendliche waren dabei – und das hat mich echt erstaunt und überrascht – die Oma oder der Opa, oder beide zusammen, die großen Favoriten. „Wir suchen zum Geburtstag unseres Kindes ein Geschenk, das Freude macht und auch pädagogisch sinn- und wertvoll ist“, sagt ein berufstätiges Ehepaar in einem Spielwarengeschäft. Antwort der Verkäuferin: „Omas und Opas haben wir leider nicht im Sortiment!”

In der oben genannten Zeitungsumfrage ist mir eine Antwort besonders aufgefallen, nämlich: „Großeltern sind Vertrauens-Typen“. Ich denke, meine Frau und ich sind für unsere beiden Enkel – der eine noch recht klein und der andere schon etwas größer – sehr wahrscheinlich „solche Typen”. Beispielsweise habe ich als Opa zu dem Kleinen ein besonderes Vertrauens-Verhältnis. Das zeigt sich, wenn es darum geht, Neues oder Unbekanntes erstmalig umzusetzen. So etwa: das erste Mal abends ohne Eltern ins Bettchen gehen – oder: der erste Haarschnitt beim Frisör, oder…

Mit Opa geht das dann auf einmal recht problemlos, und die kleinen oder großen Ängste vor dem Neuen und Unbekannten sind wie weggeblasen. Oder der größere Enkel: Er fährt seit seinem sechsten Lebensjahr Jahr für Jahr mit Oma und Opa in den Urlaub. Er wandert dann auch gerne mit dem Opa stundenlang am Strand entlang. Dabei wird untereinander nicht nur viel, sondern sehr viel ge- und besprochen – Großes wie Kleines – und sogar auch: Ge-

heimes. Ich merke dabei auf vielfache Weise: Er vertraut mir und vertraut sich mir an. Und es tut uns beiden gut, wenn wir im großen Vertrauen beieinander sind.

Vertrauen ist eine der wertvollsten und wichtigsten Tugenden im Bei- und Miteinander. Ohne Vertrauen verkümmert man. Im Buch des Lebens, der Bibel, finden wir eine Fülle an Beispielen, in denen wir sehen und erleben können, wie im Vertrauen Leben und Zukunft gelingen kann. Seit meiner Sonntagsschulzeit liebe ich z. B. die Geschichte von Daniel in der Löwengrube. Ich lese sie auch heute noch gerne. Als Kind damals vielleicht eher wegen der Spannung und Dramatik, heute eindeutig mehr wegen des großen Vertrauens-Vorbildes darin: „Und sie zogen Daniel

aus der Grube heraus, und man fand keine Verletzung an ihm. Denn er hatte seinem Gott vertraut.” (Dan 6,24)

Morgen beginnt eine neue Arbeitswoche. Viele Menschen klagen immer häufiger darüber, dass sich „immer wieder sonntags” ein undefinierbares Gefühl breit macht, das sich zum Abend hin oft bis zur Angst steigert oder entwickelt. Angst, z. B. vor der neuen Woche, Angst, das Pensum nicht mehr zu schaffen, Angst vor Mobbing, Angst vor der Schule, dem Lehrer, einem Mitschüler, einem Vorgesetzten, kurzum: Angst hat die Oberhand über Vertrauen und Zutrauen in das Morgen bekommen.

Im Pop-Oratorium „Die Zehn Gebote”, bei dem ich im vergangenen Jahr in einer Aufführung in Düsseldorf im großen Chor mitsingen konnte, spricht die Zippora ihrem Mann Moses, als er ängstlich und verzweifelt ist, wie folgt Mut zu: „Gott kennt den Weg, auch wenn es dunkel wird. Glaub an ihn, was immer dich verwirrt. Denn er gibt auf dich acht – und bleibt dir nah.”

Besonders immer dann, wenn das Morgen und das Übermorgen grau und dunkel wird, ist es gut, einen Vertrauten an seiner Seite zu haben.
Daniel hat in der Löwengrube Gott vertraut, und Zippora weist Moses auf Gott hin, der den Weg kennt, wenn es dunkel wird… So könnte ich viele weitere Beispiele aus der Bibel anführen – aber auch aus meinem eigenen Leben. Im Vertrauen auf Gottes Nähe und Beistand kann man zuversichtlich Neues wagen – und auch vertrauensvoll in eine neue Woche gehen. Gott hat versprochen, ganz nahe bei uns zu sein, wenn wir uns ihm anvertrauen. Probieren Sie‘s aus! „Omas und Opas haben wir leider nicht im Sortiment!”

Israelsonntag

Vielleicht sind sie auch schon einmal über die so genannten Stolpersteine gestolpert. Kleine Messingsteine mit Namen, die im Straßenpflaster eingelassen sind. Zum Beispiel: „Hier wohnte Josef Rothschild, Jahrgang 1905, deportiert 1943 nach Auschwitz“, steht darauf. „Im Lager verstorben oder umgekommen.“ Es sind Erinnerungen an unsere jüdischen Mitbürgerinnen und Bürger, die unter der Nazidiktatur alle Rechte und zuletzt auch ihr Leben verloren haben - entehrt unter einem unmenschlichen System. Günter Demnig aus Köln dachte bei sich: es kann nicht sein, dass 3,2 Millionen Menschen jüdischer Herkunft einfach aus einem Volk verschwinden, ohne dass eine Erinnerung an sie bleibt! Er entwarf die Stolpersteine und machte sich an die Arbeit. Es wurde sein Lebenswerk, diese kleinen Steine überall in das Straßenpflaster zu setzen, wo unsere Mitbürger gewohnt haben.

Ich bleibe mittlerweile an den kleinen Steinen stehen, lese die Namen, die darauf vermerkt sind, und staune, wo überall Juden in unseren Städten gewohnt haben, als geachtete Bürger, als unauffällige Einwohner oder als gläubige Juden, die am Samstag in die Synagoge gingen und Gott verehrten. Sie erinnern mich an das, was nicht begreifbar und doch geschehen ist.

In 5. Mose 7, 6-8 heißt es: „Denn ein heiliges Volk bist du dem Herrn, deinem Gott. Dich hat er für sich erwählt, dass du sein Eigentum seiest mehr als alle Völker, die auf der Erde sind. Nicht weil ihr zahlreicher seid als alle Völker, hat der Herr sein Herz euch zugewandt, denn ihr seid das kleinste unter den Völkern. Sondern weil der Herr euch liebt und weil er den Eid hält, den er euren Vätern geschworen hat."

Wenn ich Moses Worte genau lese, dann heißt Erwählung ja gerade nicht, sich für etwas Besseres zu halten. Es ist kein Verdienst, erwählt zu sein. Dich hat er sich erwählt, nicht weil du das größte unter den Völkern bist, sondern weil er euch liebt und den Eid hält, den er euren Vätern geschworen hat. Eine Liebeserklärung Gottes an sein Volk Israel, die unverändert gilt!

An Jesus, der selber Jude war, zu glauben bedeutet, an die Seite Israels gestellt zu sein. An der Seite der Jüdinnen und Juden zu stehen, bedeutet mit Gott unterwegs zu sein. Das darf nicht vergessen werden, damit Antisemitismus keinen Ort mehr unter uns hat! Und es ist wichtig: wir dürfen nicht vergessen, wie grauenhaft Menschenverachtung ist und wie unsäglich schrecklich es ist, wenn Menschen meinen, sie hätten das Recht, sich über andere zu erheben - und das auch noch im missbräuchlich gebrauchten Namen Gottes!

Medardus – unser Stadtpatron

Fest: 8. Juni

„Die Gastfreundschaft vergesset nicht, denn durch sie haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt.“ (Hebräer 13)

Sankt Medardus ist der Schutzpatron der Stadt Lüdenscheid. Die Darstellung im Stadtwappen geht auf das mittelalterliche Siegel der Stadt zurück, die im 17. Jahrhundert vom Märkischen Grafen Engelbert I. mit Genehmigung des Erzbischofs von Köln zur Stadt erhoben wurde. Neben Stadt und Wappen des Grafen von der Mark ist der Heilige im Lüdenscheider Stadtwappen mit Bischofsstab, Mitra und einem Buch mit goldenem Kreuz abgebildet.

St. Medardus war für Güte, Freundlichkeit und Milde bekannt, wurde als Wetterheiliger verehrt und ist – in Belgien - Patron der Schirmemacher. Der Legende nach soll Medardus bei einem Unwetter von den Schwingen eines Adlers beschützt worden sein, was für ihn Anlass war, sich stets für Schwache und Verfolgte einzusetzen. Nach Angaben des ökumenischen Heiligenlexikons sollte Medardus lächelnd und (statt mit einem Buch) mit einem Herz in der Hand dargestellt werden, um seine hingebungsvolle Liebe zu Armen und Notleidenden zu betonen. Tugenden, für die der weltoffene Patron steht. Tugenden, die uns heute als Vermächtnis und als Mahnung gelten.

Gastfreundschaft ist in der Bibel von grundlegender Bedeutung. Die Geschichten des Alten Testamentes preisen die Gastfreundschaft von Abraham, Lot, Rebekka, Hiob und anderen. Und in den Evangelien spielt die Gastfreundschaft eine ganz außerordentliche Rolle: Jesus selbst war immer wieder Gast – und auch demütiger Gastherr, der „bei Tische dient und den Gästen eigenhändig die Füße wäscht“.

Gastfreundschaft bedeutet auch die Aufnahme und Integration von Fremden, von Andersdenkenden, von Kranken und von Schwächeren. Zu dieser Christenpflicht gehören selbstverständlich die Solidarität mit und die Anerkennung von „Andersseienden“. Schon Goethe erkannte: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: Sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“

Für den inneren Zusammenhalt in unserer Stadt sind diese Werte von existentieller Bedeutung. Jeder von uns kann krank, schwach und gebrechlich werden; wenn wir uns dann der Unterstützung von Gesunden, Starken und jungen Menschen gewiss sein können, so gibt uns das Sicherheit und Geborgenheit, und wir haben das Empfinden, in einer Stadt zu leben, in der es sich zu leben lohnt.

Die Werte, die der heilige Medardus vor rund 1.500 Jahren lehrte und lebte, sind für unser Gemeinwesen noch heute von aktueller Bedeutung.

Fronleichnam 1

Schon einmal zogen Menschen mit dem Herrn durch die Straßen, damals in Jerusalem. Ihre Absicht: Tod dem Jesus, der Gott lästert! Tod dem Jesus, der sich nicht an Gesetze hält! Diejenigen, die sich auf die Fahnen geschrieben haben, Gott zu dienen und zu folgen, seinen Willen zu tun, äußerlich und mit innerer Härte, gut sichtbar für alle, fordern Jesu Tod und bringen ihn ans Kreuz. Was trugen die Menschen damals in ihren Herzen?

Was tragen wir, katholische Christen, an Fronleichnam, dem Hochfest des Leibes und Blutes Christi, in unseren Herzen, wenn wir heutzutage in Prozessionen mit Jesus in der Gestalt des Brotes durch die Straßen unserer Städte ziehen? Was bedeutet dieses Fest für uns – und für die anderen, die als Zuschauer einen Blick auf die Prozession werfen?

Am Gründonnerstag, beim Paschafest, begründet Jesus dieses Geheimnis: Er nahm Brot, sagte Dank seinem Vater, unserem Gott, brach es und reichte es den Seinen mit den Worten: „Nehmet und esset alle davon! Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird.“ Ebenso nahm er nach dem Mahl den Kelch, dankte wiederum, reichte ihn den Seinen und sprach: „ Nehmet und trinket alle daraus! Das ist der Kelch des neuen und ewigen Bundes, mein Blut, das für euch und für alle vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Tut dies zu meinem Gedächtnis!“

Nach seinem Tod und seiner Auferstehung feiert Jesus erstmals mit den Jüngern in Emmaus die Eucharistie. Er begleitete sie unterwegs, einer kleinen Prozession gleich, mit einer Auslegung der Schrift, die ihr Herz brennen lässt, bis zum abendlichen Mahl. Das Fronleichnamsfest zeigt in besonderer Weise: Wir folgen Jesus. Er geht mit uns. Wir bekennen uns öffentlich zu ihm, in Prozessionen, vorbei an geschmückten Altären mit farbenfrohen Tüchern

und an Bildern und mit wehenden Fahnen. Jesus wird sichtbar für alle: ein Zeichen, ein Anstoß. Eine Aufforderung: hinschauen oder wegschauen, zuwenden oder abwenden, mitgehen oder beobachten.

Diejenigen, die so rein gar nichts damit anfangen können, mögen sich freuen über einen freien Tag und gewiss sein, dass Gott geduldig auf ihre Zuwendung zu ihm wartet, ein Leben lang. Uns

Christen helfe dieses Fest, unsere Herzenshaltung unserem Erlöser gegenüber zu prüfen, damit wir nicht Mitläufer sind, sondern lebendig Zeugnis geben für ihn.

Das Fest wird seit dem Jahr 1264 gefeiert. Es wurde von Papst Urban IV. eingeführt. Wir feiern es heute am zweiten Donnerstag nach Pfingsten. Fronleichnam heißt: Leib des Herrn (Fron = Herr, Leichnam = Leib)

Fronleichnam 2

Die Kirche bezeichnet sich heute oft als „Volk Gottes unterwegs“. Dieser Akzent findet sich u.a. in den Prozessionen wieder. Am Fest Fronleichnam wird besonders deutlich, dass die Gemeinde mit Jesus unterwegs ist - hin zu seinem Ziel: Gott. In der Mitte des wandernden Gottesvolkes ist Jesus Christus, das Brot des Lebens. Glaube wächst auf dem Weg. Gemeinsame Wegerfahrungen stärken den eigenen Glauben und geben Kraft für den Alltag.

Für mich ist Fronleichnam eines der feierlichsten, schönsten und symbolträchtigsten Feste im Laufe des Kirchenjahres - ein Fest für Kopf, Herz, Hand und Fuß, ein Fest für die Sinne:

- Da sind die Farben: die festlich gestalteten Gewänder, die gelb-weißen, rot-weißen und blau-weißen Prozessionsfahnen, die gestickten Fahnen und Banner, die farbenprächtigen Blumenteppiche und geschmückten Altäre;
- die Gerüche wie Weihrauch und Kerzenwachs;
- die Töne bzw. Musik: Klingeltöne der Altarschellen während der ganzen Prozession, Gesänge, Orgelklänge, Posaunen;
- die Symbolhaftigkeit: gleich mehrfach ist Christus deutlich sichtbar: im Kreuz, im Allerheiligsten und symbolhaft im Licht

(Kerzen: Ich bin das Licht der Welt) oder im Evangeliar (Gottes Wort, das oft von einem evangelischen Pfarrer getragen wird)

- die Teilnahme an der feierlichen Hl. Messe im Rosengarten (wenn das Wetter mitspielt)
- die Weggemeinschaft, das Gemeinschaftsgefühl: sich bei der Prozession gemeinsam mit anderen zu Fuß auf den Weg machen, wobei wegerfahrene Messdiener mit Weihrauch, Kreuz und Kerzen voranziehen.

Meine Einstellung zum Fronleichnamsfest hat sich im Laufe der Jahre gewandelt. Als junger Ministrant war es schön, mit vielen anderen Messdienern bei einem so prunkvollen Fest dabei sein zu dürfen. Ich spürte bei den Vorbereitungen, welch ein großer Aufwand dafür nötig war. Als Jugendlicher wurde meine Entscheidung, bei der Prozession mitzumachen, häufiger auf die Probe gestellt: weil Schulkameraden mich dabei sahen und fragten,

„wieso ich so verkleidet rumlief“ und überhaupt noch bei der Kirche mitmachte. Das war mir oft peinlich. Hatten die Anderen vielleicht Recht? War man inzwischen ein Exot? Wieso bin ich noch dabei? Muss ich denn meinen Glauben öffentlich zeigen? Ist der nicht Privatsache? Als Ministrant stellte ich mir noch genauere Fragen, je nach Dienst: Was bedeutet es als Christ, Lichtträger zu sein? Was, hinter dem Kreuz her zu gehen, also in der Nachfolge Christi zu stehen, die ja nicht immer leicht und angenehm ist?
Oder: das Kreuz zu tragen, und das in aller Öffentlichkeit?

Egal in welcher Funktion - immer zeige ich als Ministrant: ich gehöre zu ihm, zu Jesus Christus, für ihn gehe ich auf die Straße, und er geht wie bei den Emmaus-Jüngern mit! Diese Art „Demonstration“ fällt nicht unbedingt leicht. Fronleichnam- eine Wegerfahrung- fordert einen Christen regelrecht heraus, sich für einen Weg zu entscheiden und seine Haltung anderen gegenüber zu vertreten – und das bei der unendlichen heutigen Vielfalt an Möglichkeiten, Angeboten und Meinungen! Den Weg zu gehen wagen kann wie bei den Emmaus-Jüngern zu einer neuen Sichtweise und Erkenntnis führen. Heute - als Messdiener im Erwachsenenalter - habe ich meinen Standpunkt gefunden und freue mich, mit anderen Christen gemeinsam auf dem Weg zu sein. Ich möchte Erfahrungen sammeln, mich ganzheitlich ansprechen und den eigenen Glauben reifen lassen, aber auch meinen Glauben nach außen hin bezeugen. Ich möchte ihn in die Welt tragen und zeigen, ja „demonstrieren“, wie wichtig mir gerade in der heutigen Zeit der christliche Glaube ist, - und wie schön es ist, ihn in der „katholischen Spielart“ zu leben.

Ferien

Wie viel Erholung und Ferien brauche ich, um mich von allem Stress zu erholen? Wie viel Urlaub brauche ich, um aufzutanken, um wieder fit zu sein für Alltag, Familie und Beruf? Diese Fragen sind zwar verständlich, und wir stellen sie nicht selten in unserem Alltag. Aber dennoch ist der Ansatz eigentlich falsch. Wir machen damit Ferien und Urlaub zu einem bloßen Mittel zum Zweck und zäumen so das Pferd von hinten auf. Bereits der biblische Schöpfungsbericht zeigt eine ganz andere Wertung: „Am siebten Tag ruhte Gott“ (Gen 2,2), und das meint eigentlich nicht ein bloßes Ausruhen vom Werk der Schöpfung, sondern erklärt, wozu die Schöpfung da ist. „Ruhen” meint dort Feiern und Begegnung.

In dieser Sicht sind Ferien nicht ein bloßer „Boxenstopp” zum wieder Auftanken für das „eigentliche” Leben als Arbeit und Dienst, sondern umgekehrt: Unser ganzes vielfältiges Arbeiten und Tun, unser Lernen in Theorie und Praxis sind erforderlich und haben ihren Sinn darin, uns selbst und anderen Leben, Begegnung und Feiern zu ermöglichen.

Ich habe 40 Jahre nie bewusst gerastet, sondern immer nur „Boxenstopp” gehalten, bekannte der Teilnehmer eines Wochenendkurses zu diesem Thema. Richtig Rast zu halten schließt Ausruhen, Entspannung und eben „Auftanken” ein. Aber es ist doch wesentlich mehr: Gerade, wenn unser Lebensweg anstrengend und mühsam ist, wenn unsere alltägliche Arbeit anstrengt und eintönig ist, brauchen wir diese schöpferischen Pausen. Einfach da sein, zu leben und zu staunen, zweckfrei, weil es eben schön ist.

Der bekannte Aufruf „Entschleunige Dich” kann uns dabei helfen, Ferien schöpferisch zu gestalten. Weniger ist oft mehr. Für mich war einer der schönsten Urlaube, als ich das unscheinbar Schöne

am Wegrand betrachtet habe. Erstaunlich, welche Fülle und welcher Reichtum darauf warten, entdeckt und bestaunt zu werden!

Wenn man den Alltag manchmal als mühsamen Kamelpfad empfindet, ist es gut zu wissen, wo die nächste Oase wartet. Wo Rast, Begegnung, wo Rückschau und dann auch die Ausrichtung auf das Ziel und die Planung der nächsten Etappe erfolgen können. Von Jesus berichten uns die Evangelien nie, dass er seine Jünger angetrieben hätte, wohl aber, dass er zum Rasten einlud und selbst - etwa am Jakobsbrunnen, bei Martha, Maria und bei Lazarus - gerastet hat.

Wenn sich in der Oase solcher Ferien unsere Fragestellung ändert, wenn wir nicht mehr dauernd fragen: Wie viel Ferien brauche ich, um den Alltag zu bewältigen, sondern einmal umgekehrt, wie viel Arbeit, Stress, wie viel Termine und Mühen sind wirklich notwendig, damit ich und andere gut leben können? - wäre das nicht Zeichen für wirklich gelungene und erholsame Ferien?

Christsein im Alltag

Deutschland gehört Jesus! steht auf dem Aufkleber der Heckscheibe eines vor mir fahrenden Autos. Klasse, endlich mal einer, der Farbe bekennt und zu seinem christlichen Glauben steht! Hin und wieder sehe ich auch kleine, bunte auf Autos geklebte Fische - das Erkennungszeichen der Christen in der ganzen Welt. In einem (ehemals?) christlichen Abendland eigentlich etwas ganz Normales!
Aber wo sind denn die Christen in unserem Lande geblieben? Gibt es wirklich immer weniger davon, oder trauen sich die meisten nicht, in Zeiten zunehmender Islamisierung offen zu ihrem Glauben zu stehen? Kann der Islam nicht nur eine Nische einnehmen, die das Christentum schon lange nicht mehr füllt? Wundern wir uns denn wirklich, wenn Moscheen wie Pilze aus dem Boden schießen während unsere Kirchen schließen müssen?

Vielleicht versteht „der kleine Mann" ja gar nicht, was „die große Kirche" ihm praktisch für sein Leben sagen will. Und mit dem ganzen Gerede über das liebe, fehlende Geld und Spendenaufrufe allerorts trotz Kirchensteuern kann er sowieso nichts anfangen! Er braucht die Kirche, wenn es in seinem Leben brennt! Wenn „das Bodenpersonal Gottes" dann für ihn da ist, ist er zufrieden! Kann die Kirche diesem Anspruch in Zeiten von Hartz IV, Leiharbeit, Dumpinglöhnen, immer größer werdender Armut und sozialer Isolation denn überhaupt noch gerecht werden?

Bis vor 10 Jahren gab es in Deutschland 12.000 Konvertiten, die zum Islam übergetreten waren (Islamarchiv Soest). Heute sind es schätzungsweise 25.000, davon 2/3 Frauen. Aber warum konvertieren die Menschen zum Islam? Suchen sie in diesen von Krisen geschüttelten Zeiten mehr denn je Halt und Orientierung im Glauben, ganz gleich in welchem?

Wer aber Halt bei Jesus sucht, darf sicher sein, hier ist er richtig! Christen sollten keine Ja-Sager, keine Mitläufer und angepassten Menschen sein. Sie sollten den Mut haben, gegen den Strom zu schwimmen und Problemlösungen nach christlichen und ethischen Grundsätzen zu suchen, nach denen unsere Gesellschaft geradezu schreit! Sie sind in der Regel auch keine terrorverdächtigen Bombenleger oder Amokläufer, obwohl es Glaubenskriege und - wie aktuell- schrecklichen Kindes- und religiösen Missbrauch zu allen Zeiten gegeben hat.

Und dennoch: Sagen wir doch ein klares „Ja" zu Jesus und glauben an die frohe und erlösende Botschaft der Bibel! Eigentlich ganz einfach! Und da Glaube keine Privatsache ist, sollten wir uns auch offen dazu bekennen! Lassen wir uns also anstecken von dem Feuer des Heiligen Geistes, das uns zu mutigen Streitern Gottes machen will! Gottes Schwerter sind sanfte Waffen, die Brücken bauen, Frieden und soziale Gerechtigkeit schaffen wollen! Nichts anderes hat Jesus zu Lebzeiten getan! Er war ein sanfter "Revoluzzer", der sich gegen Unterdrückung, Machtmissbrauch und soziale Ungerechtigkeit gestellt hat. Wenn wir stellvertretend als seine Nachfolger und Vorbilder offen und ehrlich leben und uns über christliche Werte definieren, dürfen wir sicher sein, dass Jesus wieder Licht und Leben in die Dunkelheit und Unsicherheit dieser Zeit und unseres Landes bringen wird! Kann der Islam uns dann wirklich gefährlich werden? Ist Deutschland somit nicht eigentlich eines der wichtigsten Missionsländer für uns Christen überhaupt geworden?

Und wenn die Glocken unserer Kirchen läuten - und sie läuten in der Regel noch morgens, mittags und abends - besinnen wir uns darauf, dass diese Glocken uns wieder mit unserem Glauben in Berührung bringen wollen, bevor sie u. U. für immer verstummen! Gehen wir dann mal kurz "online" zu unserem Vater im Himmel! Und wenn uns das peinlich ist, können wir uns ja bei den Moslems

ansehen, wie sie das handhaben. Sie beten ganz pflichtbewusst fünfmal am Tag gen Mekka!

Betrachten wir das Zusammenleben mit Moslems also als eine bereichernde Herausforderung! Vergeuden wir unser Potential nicht im Engagement gegen den Islam und gegen den Bau von Moscheen in unserem Lande, sondern setzen wir uns tatkräftig und verstärkt für den Erhalt des Christentums, unserer Gotteshäuser und des Glockengeläuts von unseren Kirchtürmen ein! Zeigen wir Interesse an den Möglichkeiten, die sich uns im Zusammenleben mit den ausländischen Mitbürgern bieten - vorausgesetzt, sie sind ihrerseits auch bereit zu einem offenen, ehrlichen, toleranten und respektvollen Miteinander mit uns Deutschen, unserer Religion, unseren Werten, Traditionen und unserer Verfassung! Eigentlich ist das der einzig wahre und mögliche Weg gegen Extremismus und Fundamentalismus jeglicher Art in Deutschland! Gott behüte Sie!

Erster Schultag

Aufgeregt stehen sie vor den großen Schultüren: Die Kleinen, die heute zum ersten Mal ´große` Schulkinder sind. Die Anderen, die alten Hasen, von denen einige wissen oder hoffen, dass das nächste Schuljahr das letzte sein wird. Und die vielen Erwachsenen: Eltern, die sich um die Zukunft ihres Kindes sorgen und hoffen, alles richtig entschieden zu haben, und Lehrkräfte, die gespannt sind, welche Kinder ihnen begegnen.

Die Herzen schlagen schnell und laut: bumm – bumm, bumm – bumm. So viele Dinge, die Klein und Groß durch den Kopf gehen: Klappt das mit dem Busfahren? - Hoffentlich finde ich meine Klasse. - Was mach ich bloß, wenn ich Mathe wieder nicht kapiere? –

Bin ja mal gespannt, wie Sowi wird. - Eigentlich hab ich ja gar keinen Bock. Die Erwachsenen überlegen: Gerade waren sie noch Babys. - Hoffentlich klappt es dieses Jahr in Englisch besser.- Haben wir die richtigen Weichen für die Zukunft gestellt? – Es wäre schön, wenn er so neugierig und fröhlich bleiben würde. – Wenn sie es diesmal nicht schafft, was soll dann werden?

Die Herzen schlagen schnell und laut: bumm – bumm, bumm – bumm. Was bringt die Schule mit sich an Schönem und Neuem, an Traurigem und Ärgerlichem, an Frust und Wut, an Enttäuschung und Erfolgen, an Aufatmen und Aufstöhnen, wer weiß es? Die Herzen schlagen schnell und laut: bumm – bumm, bumm – bumm. Wir können alle diese Aufgeregtheit, die Fragen, Sorgen und Bedenken vor Gott bringen.

Das haben Schüler vor ein paar Jahren mit folgenden Worten getan:

Vater im Himmel, es ist gut zu wissen, dass du immer bei uns bist. Dafür danken wir dir. Du bist bis heute all unsere Wege mitgegangen und willst das auch weiter tun. Manchmal gehen wir nämlich nicht gerne in die Schule, weil wir nicht wissen, was da so alles passiert. Aber dir können wir alles sagen und deshalb bitten wir dich:

- *dass uns jemand hilft, wenn die Großen uns ärgern und gemein zu uns sind;*
- *dass wir lernen können und nicht sitzenbleiben und dann alle unsere Freunde verlieren;*
- *dass immer jemand da ist, Eltern, Lehrer und Freunde, der uns hilft und Mut macht;*
- *dass wir morgens gut aus dem Bett kommen und der Tag nicht schon so blöd anfängt.*

Für unsere Eltern bitten wir dich:

- *dass sie uns zur Seite stehen und nicht so schnell ungeduldig werden und immer gleich schimpfen;*
- *dass sie uns ernst nehmen, so wie wir sind;*
- *dass wir so werden dürfen, wie wir wollen und nicht unbedingt so, wie sie es möchten.*

Für unsere Lehrer bitten wir dich:

- *dass sie uns verstehen und uns nicht ungerecht behandeln;*
- *dass sie langen Atem haben und niemanden übersehen oder überhören;*
- *dass sie einfach ein Herz für Kinder haben.*

Vater im Himmel, du hörst uns. So bitten wir, behüte und bewahre Schüler, Eltern und Lehrer, damit sie sich verstehen und einander achten, um zusammen zu lernen und zu leben. Sei du mit deinem Segen an unserer Seite.

Amen.

Losungen

Losung: Und er ging hin und erhängte sich (Mt 27, 5).
Lehrtext: Jesus Christus spricht: So geh hin und tue desgleichen (Lk 10, 37).
Liedstrophe: Es kann und mag nicht anders werden: alle Menschen müssen leiden; was webt und lebet auf der Erden, kann das Unglück nicht vermeiden. Des Kreuzes Stab schlägt unsre Lenden bis in das Grab, da wird sich's enden. Gib dich zufrieden!
Paul Gerhardt, Evangelisches Gesangbuch 371,13

Sie merken: es ist so eine Sache mit Bibelworten, die aus dem Zusammenhang gerissen sind. Und ein solches Schindluder, wie oben beschrieben, will wohl niemand mit Gottes Wort treiben. Losungskenner haben es wohl sofort bemerkt: Die Losung muss natürlich aus dem Alten Testament stammen und nicht aus dem neuen. Die Idee für die Losungen verdanken wir Nikolaus Graf von Zinzendorf und der Herrnhuter Brüdergemeinde. Erstmals am 3. Mai 1728 gab der Graf in der morgendlichen Andacht und Singstunde ein Motto für diesen Tag aus und schickte dann an den folgenden Tagen einen Mann durchs Dorf, der in jedem Haus die Losung des Tages verkündete und die Leute motivierte, mit diesem Bibelwort durch den Tag zu gehen. Die erste gedruckte Version erschien 1731 schon mit Losungen für das ganze Jahr. Heute erscheinen diese Losungen weltweit in über 50 Sprachen. Ausgelost wird dabei immer nur der alttestamentliche Vers, wobei natürlich eine Vorauswahl getroffen wird, damit nicht die eingangs beschriebene Panne entstehen kann. Der jeweilige „Lehrtext“ wird passend dazu ausgesucht, ebenso die Liedstrophe oder das Gebet. Und auch die fortlaufende Bibellese, mit der man, wenn man sich daran hält, in etwa 7 Jahren einmal durch die ganze Bibel gekommen ist.

Wenn ich morgens die Losung lese, freue ich mich meistens über ein Mut machendes und stärkendes Wort Gottes und denke oft, dass es gut in diesen Tag mit allem, was ansteht, passt. Manchmal behalte ich dieses Wort auch und denke auch während des Tages daran. Hier und da kommt es vor, dass ich mit anderen, von denen ich weiß, dass sie auch die Losungen und oder die Bibellese lesen, ins Gespräch komme. Und natürlich bietet es sich im Computerzeitalter an, die Losungen als Bildschirmschoner zu verwenden und so mehrmals täglich wieder an die Tageslosung erinnert zu werden. Sehr sinnvoll ist es, sich hier und da die Zeit zu nehmen – viele Leute können ja selber bestimmen, für was sie sich Zeit nehmen –, die angegebenen Bibelstellen in ihrem Zusammenhang zu lesen. Und dann bekommen sie ganz oft einen ganz anderen Sinn. Der oben angeführte Lehrtext ist so zum Beispiel ein Wort Jesu an den Mann, der ihn gefragt hat: Wer ist eigentlich mein Nächster? Dem hat Jesus dann die Beispielgeschichte von einem Menschen erzählt, der unter die Räuber gefallen ist. Und wie dann, nachdem Pastor und Küster gezielt weggeschaut haben, einer hilft, von dem man es nie gedacht hätte: ein Samariter. Wenn Jesus also sagt: „Gehe hin und tue desgleichen!“, will er mir sagen: achte auf die Menschen an deinem Wegesrand, die unter welche Räuber auch immer gefallen sind, und hilf ihnen, so gut du kannst.

Laudes

Das Morgengebet der Kirche

„Herr, öffne meine Lippen, damit mein Mund dein Lob verkünde!“

Mit diesem dreimaligen Ruf beginne ich meinen Tag, wenn ich in der Frühe die Laudes, das kirchliche Morgengebet, bete.
Oft sind das die ersten Worte, die ich am Tag spreche, manchmal noch verschlafen und gewohnheitsmäßig, aber nicht selten auch sehr bewusst und voller Freude.

Ein Tag, der mit dem Lob Gottes beginnt, fängt gut an, und auch wenn ich nicht jeden Tag neu darüber nachdenke, spreche ich den Wunsch aus, dass Gott die Führung übernimmt und weiß, dass ich Grund zum Lob habe.

Mein Vater neckte uns als Kinder manchmal mit den Worten: „Vor Inbetriebnahme des Mundwerks: Gehirn einschalten!“. Im Morgengebet schalte ich nicht mein Gehirn, sondern Gott selbst ein und bitte ihn, in meinen Worten und Taten gegenwärtig zu sein.
So gerät das Gebet nicht zum wortreichen Kreisen um mein eigenes Wohlergehen und meine eigene Befindlichkeit, sondern Gott und seine Liebe zu uns Menschen rücken in den Blick. Es geht um Gottes große Taten für sein Volk – und für mich ganz persönlich, weil ich Teil des Gottesvolkes bin.

Wenn ich die drei Psalmen bete, die für den Tag vorgesehen sind, verbinde ich mich mit der großen Gemeinschaft der Beterinnen und Beter, die diese Lieder im Laufe von Jahrtausenden zu ihrem eigenen Gebet gemacht haben.
Jesus selbst hat schon mit den Worten der Psalmen gebetet, und im Laufe der Zeit haben ungezählte gläubige Juden und Christen mit diesen alten Worten zu Gott gesprochen.
Wenn ich die Psalmen bete, die ich im Stundenbuch vorfinde, weiß ich mich verbunden mit einer großen Zahl von Beterinnen und Betern, die an diesem Tag mit den gleichen Worten zu Gott rufen.
Ein großartiger Gedanke: dass mit dem Lauf der Sonne dieses Morgengebet um den ganzen Erdball kreist und den Auferstandenen preist, der uns mit seinem Licht entgegenkommt.

Das Gebet der Psalmen eröffnet mir einen Raum, in dem ich Worte und Bilder vorfinde für die Freude, Jubel, Lobpreis, Klage, Zorn und Bitterkeit. Einen Raum, in dem Trauer, Erschöpfung, der Wunsch nach Geborgenheit und nach Aufbruch und Neubeginn ihren Platz vor Gott haben.
In diesem Raum findet der neue Tag seinen Platz – und ich mit ihm – ganz gleich, wie er verläuft: chaotisch und voller Überraschungen oder in ruhigem Gleichmaß.

In diesem Raum bin ich mit mir und meinem Tag, mit den Menschen, die mir begegnen, mit meinen Erfahrungen und Gefühlen nicht allein: Gott ist dabei – und die Menschen.

Vesper

Das Abendgebet der Kirche

Es wird Abend. 18, 19 oder 20 Uhr. Das Tagwerk ist für die meisten getan. Die Berufsarbeit liegt hinter uns. Zeit zum Abendessen – zum „Vesperbrot“, wie man in Bayern sagt. Zeit zur „Tagesschau“. Und zum „Ausatmen“, zur Erholung – oft vor dem Fernseher.

Der Abend hat für Christen seinen eigenen Charme. Die untergehende Sonne lässt zur Ruhe kommen. In Afrika kann man die Abende vergangener Zeiten noch erleben: die Dunkelheit bricht sehr schnell herein, elektrisches Licht ist in den Dörfern selten vorhanden, der Mensch folgt dem natürlichen Wechsel vom hellen Tag zur dunklen Nacht und geht früh schlafen (und steht früh „mit den Hühnern“ auf). Bei uns macht die Technik die Nacht zum Tag und bringt die natürlichen Rhythmen des Lebens durcheinander. In den Klöstern und bei allen, die die Vesper, das kirchliche Abendgebet beten, klingt der alte Lebensrhythmus nach. In einem Vesperhymnus heißt es:

Nun, da die Sonne untergeht, gieß Licht in unsre Herzen ein.
Wir bringen unser Lob dir dar: Gott, unserem Vater und dem Sohn.
Um Mitternacht wird uns das Heil, bezeugt das Evangelium:
Denn nachts kommt an der Bräutigam und schließt uns auf das Himmelreich.
Drum lasst uns warten auf den Herrn mit wachem Geist und hellem Sinn,

dass wir bereit sind, wenn er kommt, und freudig ihm entgegen geh'n.

Die Sonne geht unter, und wir preisen Christus, das göttliche Licht, „das keinen Ursprung und keinen Abend kennt". Der Ausblick auf die Wiederkunft des Herrn lädt ein zu aufmerksamer Wachsamkeit. Silja Walter, eine Nonne und Dichterin aus der Schweiz, deutet ihr Klosterleben und ihr Chorgebet als „Ausschau halten - Tag und Nacht", die wache Erwartung des Herrn als ihren Dienst für die Welt. Die Welt „ist oft so leichtsinnig, läuft draußen herum, und nachts ist sie auch nicht zuhause. Jemand muss zuhause sein" - am Abend, zur Nacht, „um dir das Tor zu öffnen und dich einzulassen". Jemand „muss Deine Abwesenheit aushalten, ohne an Deinem Kommen zu zweifeln; jemand muss Dein Schweigen aushalten und singen." Ja, „jemand muss singen, wenn Du kommst! Das ist unser Dienst: Dich kommen sehen und singen. Weil Du Gott bist. Komm, Herr! Hinter unsern Mauern unten am Fluss wartet die Stadt auf dich."

Da möchte ich gerne mitsingen, auch in unserer Stadt in den Bergen. Hinter unsern Mauern, die keine Klostermauern sind. Hinter unsern Mauern, hinter denen wir uns oft genug einmauern und Welt und Gott draußen lassen. Da möchte ich gerne mitsingen und in den Lobpreis Gottes einstimmen. Da möchte ich mich einüben in die Haltung des Wartens – statt rastlosem Umherlaufen

und Tätig sein! Dann bekommen die inneren Mauern Fenster und Türen.

Komplet

Das Nachtgebet der Kirche

Im Evangelischen Gesangbuch finden sich am Ende die „Gottesdienste zu den Tagzeiten“ (vgl. EG 835 – 837). In katholischen und evangelischen Kommunitäten sind sie fester Bestandteil des klösterlichen Lebens. Der Tag endet nicht vor dem Fernseher, sondern in der Kapelle oder im Andachtsraum. Die Stunden des Tages laufen vor dem inneren Auge ab. Wo waren die Höhepunkte des Tages? Was treibt mich um und lässt mich nicht zur Ruhe kommen? Welche Schuld drückt mich? Das Nachtgebet der Kirche, die Komplet, ist eine Hilfe, sich diesen Fragen zu stellen. „Dies completa“ – der Tag ist erfüllt. Er ist komplett, mag auch noch so viel unerledigte Arbeit auf dem Schreibtisch liegen. Die Nacht ist hereingebrochen. Der Leib ist müde. Die Seele arbeitet noch. Die Gedanken gehen hin und her. Was hat der Tag gebracht?

Die Komplet beginnt mit der Erinnerung an den Widersacher Gottes. Er geht daher wie ein „leo rugiens“, ein brüllender Löwe. Die Mönche wussten

darum, dass der böse Feind stark und mächtig ist. Gerade in der Nacht, wo der Mensch wehrlos ist, hat er es auf ihn abgesehen. Aber der auferstandene Christus ist stärker. Er ist der Herr Zebaoth, der Herr der Heerscharen. Er hat den Oberbefehl über die Engelsheere. Darum gilt die Zusage aus Psalm 91,11: „Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen“. Das darf mich trösten. Egal, was mich umtreibt. Was auch immer mir den Schlaf rauben will. Der Herr ist jetzt da. Seine Engelmächte geben auf mich Acht.

Im Rückblick auf den Tag ahne ich: Ich bin schuldig geworden an meinen Schöpfer, an meinem Nächsten und an mir selbst. Das Sündenbekenntnis gibt die Gelegenheit, all das vor Gott auszubreiten. Was für unsere Zähne selbstverständlich ist, sollte auch für die Seele gelten. Die seelische Hygiene ist genauso wichtig wie die Mundhygiene.

Auf das Psalmgebet folgt der Hymnus: „Hüllt Schlaf die müden Glieder ein, / lass uns in dir geborgen sein / und mach am Morgen uns bereit / zum Lobe deiner Herrlichkeit“. (EG 686, 2). Mit der Gewissheit der Gegenwart Gottes in den Schlaf fallen. Am Morgen in seiner Gegenwart aufwachen. Der ewigreiche Gott ist rund um die Uhr für uns da.

Der Lobgesang des Simeon schließt sich an. Am Ende seines Lebens dürfen seine Augen den Messias sehen. Seine Mission ist erfüllt. Er kann getröstet die irdische Welt verlassen. Seine Hoffnung ist die neue Welt Gottes. – Schlaf und Tod haben manches gemeinsam. Nicht umsonst spricht man vom „Entschlafenen“. Der Tod ist ein ewiger Schlaf. Der irdische Schlaf ist eine Erinnerung an die ewige Ruhe bei Gott. Die Hektik der unerlösten Welt ist dann zu Ende. Wir dürfen bei Gott sein. Ein- für allemal. Immer und ewig. Unser Schlaf gibt uns darauf einen Vorgeschmack. Natürlich

in der Hoffnung, die ein Kinderlied so zum Ausdruck bringt: „Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt“.

Man mag fragen, ob die Komplet alltagstauglich ist. Das ist sie gewiss nur bedingt. Sie erinnert jedoch daran, dass ein geistlicher Tagesabschluss ein hilfreiches Ritual in der Hektik meines Alltags ist. Das gilt es neu zu entdecken. Ich bin gespannt, welche Form Sie für sich persönlich finden und wünsche Ihnen Mut, es einfach auszuprobieren.

Kantate – Singesonntag

Für mich ist Singen Herzenssache. Wenn ich mich einem Lied und dem Singen gänzlich hingebe, befreie ich mich oft von Last oder Sorgen oder von der Routine des Alltags. Ich kann auf einer Welle schwingen, meinen Atem spüren und die Töne in meinen Ohren und in meinem Inneren klingen lassen.

In einem Kanon mit Worten aus Westafrika heißt es: „Herr, ich werfe meine Freude wie Vögel an den Himmel.“ Im übertragenen Sinn werfe ich meine Freude durch mein Singen an den Himmel. Ich mache mich weit, gebe der Musik Raum und schwinge mit den Tönen mit.

Durch mein Singen kann ich das zum Ausdruck bringen, was mein Herz bewegt- Freude oder Klage, Spannung oder Erleichterung. Durch das gemeinsame Singen mit anderen kann es passieren, dass sich meine Stimmung ändert. Ich kann mich freuen über das, was wir zusammen produzieren, und dadurch vergesse ich für eine Weile sogar, was mich traurig oder müde gemacht hat.

Wenn Krankheit, Verlust oder andere schwere Sorgen mich belasten, ist mir gar nicht zum Singen zumute. In solchen Situationen, wo gut gemeinte Worte versagen, kann die Musik mich trösten. Die Werke Johann Sebastian Bachs oder von Johannes Brahms bringen mir Trost und geben mir Zuversicht.

Für jeden Menschen ist etwas dabei: Lieder, Melodien, Musik, die ihn erreicht, die ihm zusagt und durch die er Zuspruch erfährt. Eine wundervolle musikalische Vielfalt gibt es in unserer Welt - wie eintönig und grau wäre die Welt ohne Töne!

Gott hat all die singenden Stimmen geschaffen – meine, deine, Ihre, unsere, die der ganzen Kreatur.

Die Aufforderung am heutigen Sonntag: „Singt dem Herren ein neues Lied!“ bedeutet, dass wir immer wieder von neuem unserem Gott danken und ihn loben dürfen. ER, in seiner unermesslich großen Güte, hat uns dazu die Stimmen geschenkt.
Soli Deo Gloria!

Kantate

Du meine Seele singe - Paul Gerhardt - 1667

1. *Du meine Seele, singe,*
Wohlauf, und singe schön
Dem, welchem alle Dinge
Zu Dienst und Willen stehn.
Ich will den Herren droben
Hier preisen auf der Erd,
Ich will ihn herzlich loben,
So lang ich leben werd.

2. *Ihr Menschen, lasst euch lehren,*
Es wird sehr nützlich sein:
Lasst euch doch nicht betören
Die Welt mit ihrem Schein.
Verlasse sich ja keiner
Auf Fürstenmacht und -gunst,
Weil sie wie unser einer
Nichts sind, als nur ein Dunst.

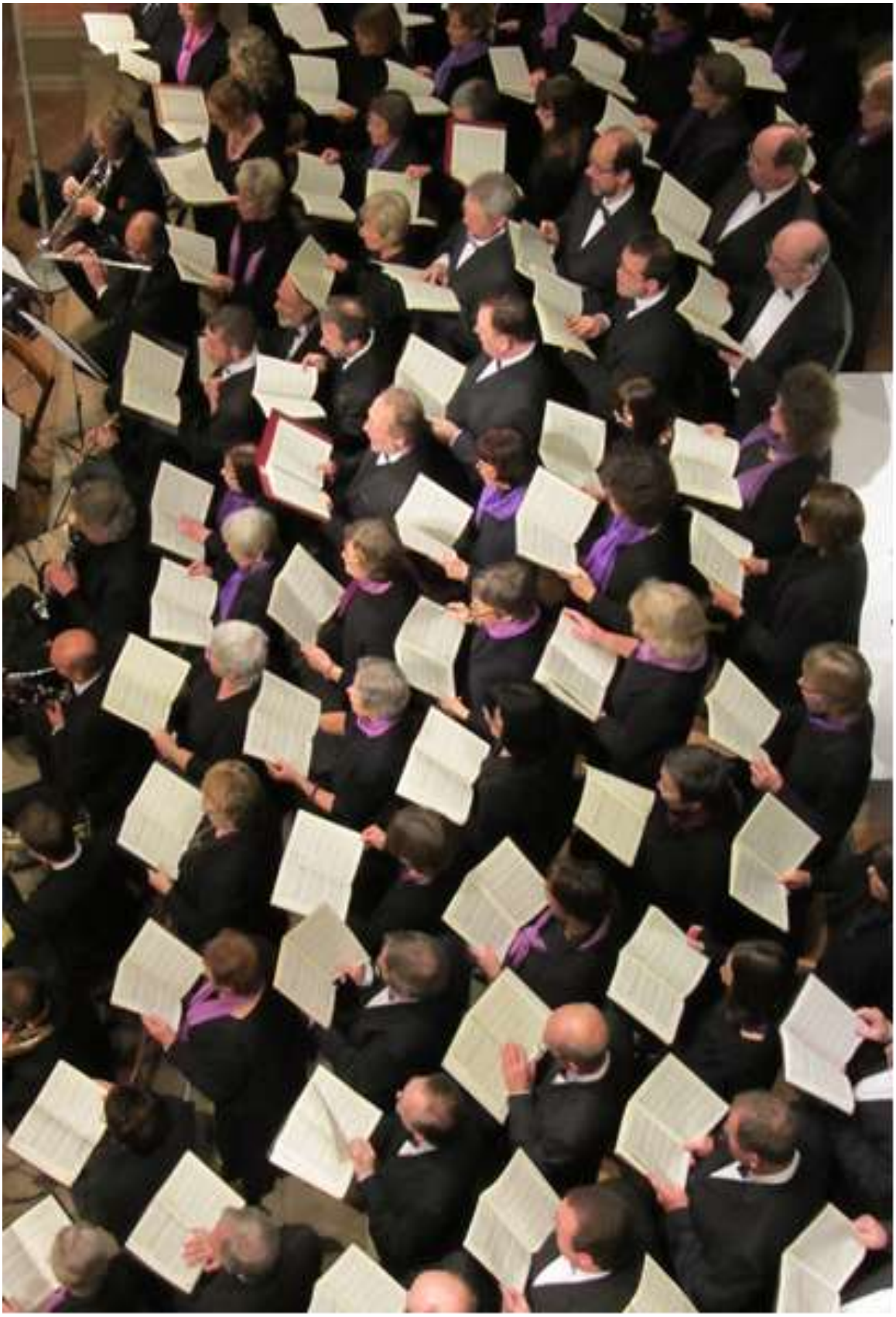
3. *Was Mensch ist, muss erblassen*
Und sinken in der Tod:
Er muss den Geist auslassen,
Selbst werden Erd und Kot.
Allda ist´s dann geschehen
Mit seinem klugen Rat
Und ist frei klar zu sehen,
Wie schwach sei Menschentat.

Eines der schönsten Loblieder, soweit man überhaupt Unterscheidungen treffen kann, ist das Lied „Du meine Seele singe.“ Mich hat es als Jugendlicher viel begleitet. Es war das Lieblingslied meiner Mutter, manchmal sang sie es einfach so vor sich hin, in der Küche bei der Arbeit, mitten im täglichen Geschehen. Es hat sie begleitet

bis in den Tod, obwohl sie selbst längst nichts mehr von sich gab. Fast beispielhaft hat sie für mich aus diesem Loblied immer wieder Kraft schöpfen können für ihren manchmal sehr schweren Weg, den sie gehen musste. Es hat uns dann auch in der Abschiedsstunde von ihr begleitet. Und mehr als man mit Worten sagen kann, findet sich im Singen dieses Liedes eine Glaubenshoffnung wieder, die herausreißen kann aus den eigenen Gedanken und hinlenkt auf den, der größer ist als all unsere Not, größer als unser Leid und unsere Sorgen, größer auch als der Tod.

Paul Gerhardt hat in diesem Lied die Worte des 146. Psalmes verarbeitet. Die zehn Verse des Psalms sind zu zehn Liedstrophen geworden. In unserem Gesangbuch sind nur acht Strophen aufgenommen; die zweite und dritte Strophe wurden ausgelassen. Sie sind vielleicht etwas sehr drastisch in der Darstellung der Vergänglichkeit der Menschen, aber wie in all seinen Liedern nimmt Paul Gerhardt kein Blatt vor den Mund und stellt gerade die Vergänglichkeit und die Fehlerhaftigkeit auch der Mächtigen dieser Welt der Barmherzigkeit Gottes gegenüber.

Die Tiefe des Gotteslobes, das in diesem Lied seinen Ausdruck findet, kann man nur verstehen, wenn man dabei den Blick auf Paul Gerhardts Biographie hat. Paul Gerhardt wird 1607 in Gräfenhainichen in der Nähe der Lutherstadt Wittenberg geboren, dem Zentrum der Reformation. 1619 stirbt sein Vater, 1621 seine Mutter. Er studiert in Wittenberg und geht nach Berlin als Hauslehrer. Er legt erst als 44jähriger die theologische Prüfung ab und wird zum Probst in Mittenwalde in der Mark Brandenburg. 50jährig wird er auf die Pfarrstelle in St Nikolai in Berlin berufen. Berlin ist damals eine Stadt, die von über 12000 Bewohnern auf ungefähr 5000 durch die Pest und die Folgen des 30jährigen Krieges geschrumpft war. Zusammen mit dem Kantor der Nikolaikirche, der seine Lieder vertont, wird er zum Herausgeber eines der führenden Gesangbücher des 17. Jahrhunderts. 1553 sind bereits 82



Lieder Paul-Gerhardts darin enthalten. Er heiratet 1655 seine Frau Anna Maria, mit der er 5 Kinder bekommt. 1667 wird er seines Amtes enthoben, weil er das Toleranzedikt des reformierten Kurfürsten von Brandenburg ablehnt. Er bringt die letzen Jahre seines Lebens in Lübben im Spreewald zu und stirbt 1676. Seine von Crüger und Ebeling vertonten Lieder, die im Kern das persönliche Gottvertrauen und die christliche Heilserfahrung besingen, bekommen ihre Tiefe auf dem Hintergrund des dreißigjährigen Krieges. Paul Gerhardt musste schon in der Schulzeit erleben, dass viele seine Klassenkameraden an der Pest starben. Seine Vaterstadt Gräfenhainichen und damit auch sein Elternhaus wurde in den kriegerischen Auseinandersetzungen des Krieges zerstört. In seiner eigenen persönlichen Lebensgeschichte musste er miterleben, wie fast alle seine Kinder starben. Nur der Sohn Paul Friedrich überlebte.

„Du meine Seele singe, wohlauf und singe schön.“ Wir gehören ihm, im Leben und im Sterben, im Leiden und in den Schmerzen, darum „ist‘s nur billig“, d.h. einfach selbstverständlich, „dass ich mehre sein Lob vor aller Welt.“

Geburtstag

Auch heute noch - mit Mitte Fünfzig - kann ich mich gut daran erinnern, welche Gefühle ich als Kind mit meinem Geburtstag verband. Lange Jahre habe ich mich in Bezug auf meinen Geburtstag für einen echten Glückspilz gehalten. Zum einen habe ich an einem Tag mit meiner Mutter Geburtstag. Das ist an sich schon etwas Besonderes, aber es hatte für mich den angenehmen Begleiteffekt, dass ich auch von Onkeln und Tanten beschenkt wurde, die eigentlich zum Geburtstag meiner Mutter eingeladen waren und

die mich sonst nicht bedacht hätten. Zum anderen habe ich es als glückliche Fügung betrachtet, dass ich Ende Januar geboren wurde. Nach Weihnachten musste ich gerade einmal einen Monat warten, bis es wieder einen Anlass für eine Familienfeier und den nächsten Schwung an Aufmerksamkeiten und Geschenken gab. Danach waren Ostern, die Sommerferien und das nächste Weihnachtsfest in meiner kindlichen Sicht nicht mehr fern.

So schnell verging die Zeit in der Folge nicht mehr. Das Älterwerden dauerte einfach zu lange. Als Teenager habe ich weniger auf Familienfeiern gewartet, sondern sehnsüchtig darauf, endlich achtzehn Jahre alt und mit Führerschein und eigenem Auto mobil und selbstständig zu werden.

Der kindliche Wunsch, beschenkt zu werden, und das Warten auf den nächsten Geburtstag sind selbstverständlich schon lange nicht mehr aktuell. Schenken bereitet mir in aller Regel inzwischen mehr Freude, als beschenkt zu werden. Spätestens seit ich eine eigene Familie habe, ist mein Geburtstag für mich in den Hintergrund gerückt. Das wirklich Schöne daran ist jetzt, dass ein Geburtstag ein Anlass ist, an dem die Familie sich trifft.

Schon seit einigen Jahren - vielleicht liegt es auch am zunehmendem Alter - wird mir immer deutlicher, wie unendlich gut es unser Gott mit mir gemeint hat, dass ich in die Verhältnisse hinein geboren wurde, in denen ich nun schon seit vielen Jahren leben darf. Tagtäglich erreichen uns Bilder, die es auf schreckliche Weise deutlich machen, dass es keineswegs selbstverständlich ist, in Frieden und Wohlstand zu leben, satt zu werden, medizinische und soziale Hilfe verfügbar zu haben und für seine Kinder und deren Ausbildung sorgen zu können. In dieser Hinsicht ist daher jeder Tag für mich ein Tag, an dem ich Gott dafür danken kann, dass ich in diese Lebensumstände geboren wurde. Mit anderen Worten: Jeder Tag, den ich so erleben darf, ist eigentlich ein Geburtstag. Jahre oder das Alter spielen dabei keine Rolle.

Namenstag

Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. (Jes 43,1)

Dieses Bibelwort weist auf die Bedeutung des Namens für jeden Einzelnen hin. Seit den Anfängen der Bibel ruft Gott die Menschen beim Namen, beruft sie, weist sie zurecht, fordert sie heraus und führt sie auf neue Wege: Adam, Abraham, Mose, Elia, Jeremia und viele andere.

Jeder Mensch wird ganz persönlich von Gott angesprochen. So auch ich! In einer Grußkarte zum Namenstag heißt es:

Ich habe einen Namen
Ich bin nicht anonym
Ich habe einen Namen
Ich bin mit ihm gemeint
Ich habe einen Namen
unverwechselbar bei Gott
Ich habe einen Namen
mit ihm wird er mich rufen

Ich habe einen Namen! Er bezeichnet mich als Person, ich werde mit diesem Namen angesprochen, mit ihm bin ich ganz persönlich gemeint, er schenkt mir Individualität. Der Name hat einen guten Klang für mich. Diesen Namen habe ich unverwechselbar bei Gott.

Auf meinen Namen bin ich getauft. Die Taufe verbindet mich mit dem göttlichen Leben und mit der Gemeinschaft der Glaubenden, der Kirche. Heilige Menschen aus allen Jahrhunderten gehören zu ihr. In der Tauffeier werden die Eltern nach dem Namen des Kindes gefragt. Die Gründe für die Wahl des Namens sind sehr unterschiedlich. Christliche Eltern wählen oft bewusst den Namen einer biblischen Gestalt oder eines/einer Heiligen; damit wird ein Vor-

bild des Glaubens und Lebens für das Kind angedeutet. Der Todestag des Heiligen wird dann als Namenstag in katholischen Familien gefeiert.

Heute orientieren sich die Eltern bei der Namenswahl meistens ganz anders. Es werden „modische“ Namen bevorzugt, die „gut klingen“, die aus der Welt der Medien, des Sports und der Unterhaltung kommen und tagesaktuelle Stars und Sternchen bezeichnen. Vorbilder werden also im Bereich des Showbusiness (vor allem der USA) gesucht. Es zählt gutes Aussehen, Reichtum, Ruhm und der Beifall der Fans. (Dabei muss sich erst noch herausstellen, was eine achtzig Jahre alt gewordene „Kimberley“ oder „Joyce“ über ihren Namen denkt!)

Gott sei Dank bleiben auch die Namen aus der christlichen Tradition aktuell: Maria, Thomas, Stefan oder Elisabeth. Den Heiligen waren die Äußerlichkeiten völlig egal. Sie hörten auf ihr Inneres, auf den Anruf Gottes, der ihr Leben bestimmte. Sie waren Suchende, Fragende und Zweifelnde wie wir – aber sie hielten in aller Unruhe und Not an Christus fest. Werden wie er, war der Leitspruch ihres Lebens. In Seiner Spur bleiben! Auf das Leben der Heiligen zu schauen ist ein Schritt auf dem Weg zu Gott.

Geburtstag zu feiern bedeutet: dankbar das Geschenk des eigenen Lebens aus Gottes Hand anzunehmen. Namenstag zu feiern heißt: auf die biblische oder heilige Gestalt zu schauen, deren Namen ich trage. Deren Leben als Vorbild zu verstehen, das mich zur Nachfolge Christi herausfordert. Ich habe einen Namen - ein Bild nach einem Vorbild!

Früher hatte in katholischen Familien die Feier des Namenstages einen hohen Stellenwert. Meine Großeltern begingen den Namenstag jedes Jahr festlich – und zwar den Tag des heiligen Josef am 19. März. Sie hießen Joseph und Josefine. Nun lag dieser Tag

immer in der Fastenzeit. Der Pastor, der mitfeierte, brachte einen großen Schlüssel mit, mit dem er die Zeit des Verzichts symbolisch unterbrach: Hiermit schließe ich die Fastenzeit auf! Danach feierte man gemütlich bei Kaffee und Kuchen und sang zu fröhlichem Klavierspiel.

Für mich bedeutet den Namenstag zu feiern: auf das Leben einer großen Heiligen zu schauen, einer „Heiligen der ungeteilten Christenheit“, die sich in der Nächstenliebe verzehrte, und von diesem Vor-Bild einen ständigen Ansporn zu empfangen.

Kreuzerhöhung

14. September

Zu Recht ist die Freiheit für uns ein Spitzenwert. Vor allem in unserem persönlichen Leben wollen wir frei sein und nicht gegängelt werden.

Und jetzt dieses Bild: Da hat sich einer festgelegt. Da hat sich einer festnageln lassen. Auf Gott. Und auf die Menschen. Auf uns. Dieser eine hat nicht davon geträumt, wie sein Ich zur Geltung kommt: berühmt werden, reich werden, Tolles leisten…. Dieser eine hat nie etwas anderes getan als gedient: Gott gedient, den Menschen gedient. Dieser eine wusste, wofür er lebte: für diesen Dienst. Und darin hat er seine Freiheit gefunden. Freiheit heißt nicht: ungebunden. Unverbindlich. Freiheit bei Jesus heißt: gebunden. Verbindlich. Festgelegt – aber

nicht auf die „ Götter“, aufs große Geld, aufs Vergnügen, auf die eigene Bequemlichkeit, aufs x-Beliebige. Sondern: festgelegt, freiwillig festgenagelt auf Gott und die Menschen. Das heißt: auf die Liebe. Es ist eine nachgehende Liebe. Sie hat Gott „im Rücken“ und den Menschen im Blick. Sie geht dem Menschen nach. Sie sieht das Leid der Menschen, die Zerrissenheit, die Angst und die Schuld. Die Menschheit trägt schwer an sich selbst, an ihrer Unfähigkeit zum Guten und zum Frieden. Sie kommt allein nicht klar mit sich selbst. Sie kann sich nicht selber davon lösen. Sie kann sich nicht selber er-lösen. Stellvertretend für uns tritt der heilige Gott ins unheilige Spiel der Macht und der Schuld. Gott kündigt uns, den schuldig Gewordenen, nicht seine Liebe auf. In Jesus geht er uns nach. Jesus trägt das Kreuz, ist festgenagelt ans Kreuz. Jesus hat den äußersten Tiefpunkt menschlicher Entfremdung und Verlassenheit – das Kreuz- nicht umgangen, sondern betreten und angenommen. So wird er zum Bruder im Leid. So wird er zum Überwinder von Leid und Schuld. So wird der Tiefpunkt zum Höhepunkt, zum österlichen strahlenden Höhepunkt.

Was einem Gelähmten geschieht

Ein Text zum Diakonie(Caritas-)Sonntag

Ein Mensch ist gelähmt. Gefesselt ans Bett, zum Zuschauen gezwungen: Er kann nur beobachten, wie Menschen ihren Tätigkeiten nachgehen: arbeiten, einkaufen, durch die Straßen des Dorfes bummeln.

Oft erinnert er sich an die Zeit, als er noch gehen konnte: Damals hatte er sein Leben im Griff. Heute ist er auf die Handgriffe anderer angewiesen. Seine Familie bemüht sich nach Kräften. Seine Freunde schauen regelmäßig vorbei. Das tut ihm gut. Und doch

treffen ihn ihre Blicke: Sie täuschen Normalität vor, aber er spürt ihre Unsicherheit und ihr Mitleid. Das bedrückt ihn.

Zum Glück halten sie zu ihm, leiden mit ihm und lachen mit ihm. Und als sie hören, dass Jesus im Nachbarort ist, wächst in ihnen eine Hoffnung: „Lasst es uns versuchen! Wir haben nichts zu verlieren.“ Er glaubt nicht daran, winkt erst ab, weil er Angst vor einer Enttäuschung hat. Und dann lässt er sich doch von ihrer Hoffnung anstecken.

Auf einer Liege tragen sie ihn in die Nachbarstadt. Sie bringen ihn zu Jesus. Er sieht, wie sie schuften müssen. Sie müssen aufpassen, dass sie auf dem steinigen Weg nicht stolpern. Sie stimmen ihr Tempo ab. Sie achten darauf, dass er nicht von der Trage fällt. Eines ist klar: Nur gemeinsam schaffen sie es.

Sie kommen an – und sind entsetzt: Zu viele Menschen versperren den Zugang zur Hoffnung. Es gibt kein Durchkommen zur Tür des

Hauses, in dem Jesus ist. Doch die Freunde haben Phantasie, Gott sein Dank. Und sie haben den Mut, ihrer Phantasie zu vertrauen. Es gibt auch ungewöhnliche Wege. Sie besorgen sich eine Leiter und Seile. Sie nehmen den Weg durch das Dach, brechen das Flachdach aus Lehm auf. Ungerührt lassen sie den Hausbesitzer schreien. Sie ziehen ihren Freund mit vereinten Kräften auf das Dach, lassen ihn dann hinunter in das Haus, in dem Jesus ist.

Am Ziel. Bei Jesus. Gespannte Blicke, klopfende Herzen. Selbst der Hausbesitzer schweigt. Jesus sagt: „Deine Sünden sind dir vergeben." Der Gelähmte ist bestürzt. Er hat auf Heilung gehofft und Vergebung bekommen. Und er ist auch berührt. Etwas geht ihm zu Herzen, er weiß nicht, was. Er hört, wie die Menschen im Haus sich streiten. Und dann sagt Jesus: „Nimm dein Bett und geh!" Wie eine Demonstration von Macht nach einer Provokation. Und plötzlich kann er sich aufrichten. Seine Beine tragen ihn. Freude erfasst ihn und ganz viel Glück. Er steht wieder auf eigenen Füßen.

Am Abend nach dem Fest. Langsam beginnt er zu verstehen. Seine Freunde haben alles für ihn getan. Aber sie haben zuerst seine Behinderung gesehen. Sie bestimmte, wer er war. Jesus hat in ihm zuerst den Menschen gesehen – ohne mitleidigen Blick auf seine Behinderung. Er hat ihm vergeben – und Vergebung brauchen alle Menschen. Jesus hat ihm klar gemacht: Du bist Mensch wie alle anderen, wenn auch unter erschwerten Bedingungen. Das hat sein Herz berührt in dem merkwürdigen Moment im Haus.

Ein quälender Gedanke bleibt: Was wäre, wenn Jesus ihn nicht geheilt hätte? Er weiß, dass es viele gibt, die nicht gesund werden. Er hofft, dass sie Menschen haben, die sie tragen. Und die lernen, mit Jesu Blick zu sehen.

Schöpfungsfest / St. Franziskus

Ich habe meine Predigten mal überschlagen. Über die Schöpfung, die Natur, die Umwelt habe ich kaum gepredigt. Ich bin da bestimmt nicht allein mit dieser Unterlassung. Wohl bei fast allen Predigern ist das so. Mit der ganzen Kirche ist das so. Auch mit der Liturgie. Alles dreht sich da um Erlösung. Die Schöpfung wird wie ein Stiefkind behandelt, wird sträflich vernachlässigt. Und ist doch die gute Schöpfung Gottes!

Lange Zeit haben wir gedacht: Es geht alles so weiter. Die Sonne scheint, die Wirtschaft läuft, der Rubel rollt, alles schießt üppig ins Kraut. Und dann fing es an: mit den Bäumen. Die Nadeln rieselten, die Blätter fielen nicht nur im Herbst. Wir standen im Regen, im sauren Regen. Just in dem Moment, in dem wir denken: Die Bäume wachsen in den Himmel, beginnen sie zu sterben. Dann kam

das Ozonloch am Himmel, dann der Klimawandel, das Aussterben unzähliger Pflanzen- und Tierarten. Es kamen Tschernobyl und Fukushima, die Verschmutzung der Meere, das Schmelzen der Polkappen und der Gletscher in den Alpen, das Wachsen der Wüsten und vieles mehr. Und mancher denkt: Wenn´s so weitergeht, dann geht´s bald nicht mehr weiter.

Es ist fünf vor zwölf, sagen viele. Man spürt: Die Zeit drängt immer mehr! Fünf vor zwölf! Was für eine Welt, was für eine Wüste wollen wir unseren Kindern und Kindeskindern hinterlassen; was für Probleme bürden wir ihnen auf!

Schauen wir in einen ganz alten Text: die Geschichte von der Sintflut. Diese große Flut überschwemmte die ganze Erde. Die Menschen damals spürten auch schon: Es gibt Gefährdungen! Es gibt dramatische Zerstörung! Die Erde und das Leben bestehen nicht ewig! Es kann ein Ende geben. Die Geschichte von Noah erzählt aber von einem Ausweg: Die Arche rettet Mensch und Tier für einen Neuanfang. Keine große Konferenz der Staatenlenker ist damals in Sicht, sondern Gott selber! Er treibt sein Werk, seine Schöpfung nicht in den Untergang, sondern lässt sie leben, und er schließt einen Bund mit den Menschen, eine Art „Vertrag“. Der Part Gottes wird in der Bibel deutlich genannt. Er „bewahrt seine Schöpfung“. Unser Part lässt sich hier nur ahnen: so zu leben, dass wir ein „Ebenbild Gottes“ sind – also das tun, was Er tut: z.B. seine Schöpfung zu lieben und zu bewahren.

Was ist daraus geworden? Die Juden und die Christen waren anders „gepolt“. Alle Aufmerksamkeit lag auf dem Menschen. Die Schöpfungsgeschichte sagt: Er sollte über die Erde herrschen. Er sollte die „Krone der Schöpfung“ sein- aber immer in Verbindung mit der Schöpfung! Diese Verbindung hat man dann mehr und mehr gelöst und vergessen, der Mensch stellte sich immer mehr der Schöpfung gegenüber und entgegen – wie ein grausamer Dik-

tator. Wie in einem Steinbruch brach er alles aus ihr heraus, was er kriegen und gebrauchen konnte. Er vergaß, dass er dazugehörte! Denken wir nur an das Verhältnis von Mensch und Tier. Die Hauskatzen, Schoßhündchen und Lieblingspferde lassen wir jetzt mal beiseite. Ansonsten war das Tierreich frei gegeben für den Abschuss, für die Vernichtung, für fabrikmäßige Züchtung. Ich kann jeden Vegetarier gut verstehen, der da nicht mitmachen will! Es brauchte Menschen wie Franz von Assisi, der die Verbindung zwischen Mensch und Schöpfung wieder erkannte und feierte. Die Legende drückt das so aus: Er predigte den Vögeln. Er verstand sie, und sie verstanden ihn. Franziskus stand mit staunenden Augen in Gottes Schöpfung, in der Natur, er empfand eine tiefe Ehrfurcht und Dankbarkeit. In seinem berühmten „Sonnengesang“ macht er geradezu eine Liebeserklärung an die Schöpfung. Er sagt: Mutter Erde. Er sagt: Schwester Sonne, Schwester Wasser, oder: Bruder Luft, Bruder Feuer. Alles ist miteinander „verwandt“. Kann man Verwandten dann wehtun? Der Mutter Erde? Franziskus ermutigt zur Freude am Schönen, und er mahnt den Menschen, sich selbst zu bescheiden, sich zurückzunehmen, „demütig“ zu sein und dankbar.

Selbstbescheidung. Wir können die Frage mitnehmen: Worauf sollten und könnten wir auf Dauer verzichten, um die Schöpfung zu schonen? Brauchen wir den Riesenberg an Konsumgütern wirklich? Wie können wir einfacher, bescheidener, „demütiger“, mit größerem Sinn fürs Teilen leben – damit andere überleben?

Erhebet die Herzen!

Fest der heiligen Erzengel Michael, Gabriel und Raphael (29. September)
Fest der heiligen Schutzengel (2. Oktober)

Ich weiß noch auf den Tag genau, wann ich zum ersten Mal bewusst die hl. Messe aufgesucht habe. Ich war dreizehn Jahre alt, mein Lieblingsfach in der Schule war Geschichte, und ich wollte, nachdem ich Kirchen bei diversen Gelegenheiten wie eine Art Museum bestaunt hatte, endlich einmal eine „von innen“ erleben. So machte ich mich sonntags auf den Weg zu meiner heimatlichen Pfarrkirche, um an der ersten Messe seit der Erstkommunion teilzunehmen – und ich war begeistert. Da ich aus freien Stücken und mit dem Interesse, etwas vom Gottesdienst der Kirche zu verstehen, gekommen war, hörte ich aufmerksam zu und den Priester davon sprechen, dass wir „mit den Chören der Engel“ vor Gott stünden und vereint mit ihnen ein Lied sängen, das da lautete: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Scharen.“

Mir war klar, dass mit diesen „(Heer-)Scharen“ die himmlischen Legionen der Engel gemeint waren, und ich war fasziniert vom Bild

der geordneten Schlachtreihe Gottes – was natürlich irgendwie voraussetzte, dass es auch eine finstere Gegenseite geben müsse. Mit dem Eingangsruf zu diesem („Präfation“ genannten) festlichen Gesang fühlte ich mich unmittelbar hineingenommen in diese „himmlische Schlachtreihe“: „Erhebet die Herzen!“ – „Wir haben sie beim Herrn!“ Das musste doch wohl heißen, dass wir uns als Anwesende geistlich verbinden sollen (und können!) mit dem, was im Himmel los ist. Jedenfalls konnte ich durch einfaches Zuhören recht mühelos erkennen, was die Kirche immer schon über ihre Liturgie gesagt hat: Dass es sich dabei nämlich nicht um ein bloßes Beisammensein von Menschen handelt, die sich über etwas austauschen oder erbauen wollen, sondern um die Begegnung mit Gott, um eine (wenn auch ziemlich verhüllte) „Vorschau“ des Himmels.

Diesen Himmel stellte ich mir zunächst so vor, wie die Bibel selbst ihn beschreibt und die christliche Kunst sichtbar zu machen versucht hat: Als eine Art überirdischen Thronsaal, in dem – Christus selbstverständlich in der Mitte – ein frommes Gewimmel sondergleichen herrscht: Apostel und Propheten, Märtyrer und Jungfrauen, Könige, Priester und zerlumpte Bettelmönche in einem zwar gut sortierten, aber alles andere als langweiligen Triumphgesang auf ihren Gott – und die Engel überall dazwischen: Jubelnd, verherrlichend, Weihrauch schwenkend, Musik spielend, am Rande des Paradieses auch abwehrend bzw. dreinschlagend, jedenfalls niemals „in sich ruhend“, sondern immer höchst dynamisch und aktiv. Dieses aktive „Zusammensein mit Gott“, das „tête-à-tête mit den Engeln“ sozusagen, ist für mich und meine Beziehung zum Gottesdienst bis heute maßgeblich. Egal wie schlecht so manches Mal die Musik war, ganz gleich wie wenig ich von mancher Predigt „mitnahm“ und wie meine Tagesstimmung aussah: Ich sah jedes schöne Lied, jeden guten Gedanken eines Priesters und v. a. die biblischen und liturgischen Texte als zusätzliches Geschenk an, weil der Grund für meine Teilnahme am Gottesdienst ja die Be-

gegnung mit dem „geöffneten Himmel“ war und sich die hl. Messe insofern immer „lohnte“.

Ich lernte nach und nach, dass mein ursprüngliches Bild vom Himmel, von Gott und den Engeln zwar ein mögliches, aber keineswegs das einzige oder auch nur nächstliegende ist. Ich studierte Theologie und sah mich in einem entscheidenden Punkt in der Verehrung der heiligen Engel auf für mich sehr ermutigende Weise bestätigt: In der katholischen Theologie gilt der Anführer der „gefallenen Engel“, Luzifer (Satan, Beelzebub, wie auch immer) als derjenige, der nicht hinnehmen wollte, dass Gott neben den (mit Vernunft und freiem Willen ausgestatteten, aber körperlosen) Engeln noch ein anderes Geschöpf um sich haben wollte, das sogar des Schöpfers Ebenbild selbst sein sollte: der Mensch eben. Diese (mit dem biblischen Sündenfall verbundene) Erzählung sagt für mich alles aus, was man über die Engel, mehr noch aber, was man über den Menschen wissen muss: Wir sind als Ebenbilder Gottes – auch in unserer Körperlichkeit – von Gott gut geschaffen und mit solcher Würde ausgestattet, dass wir uns unsere „Lorbeeren“ nicht erst verdienen müssen. Es gilt einfach, entsprechend unserer Würde als Gotteskinder zu leben, die uns in der Taufe wiedergeschenkt wurde. Natürlich gibt es eine ganze Menge Beeinträchtigungen auf unserem Lebensweg, und ich selbst erkenne mich so manches Mal nicht mehr als ein Wesen, das von Gott geschätzt und geliebt wird wie kein anderes. Aber der Glaube an meine ursprüngliche Würde ist es, der mich immer wieder neu anfangen und weitergehen lässt, nicht die Angst vor einem strafenden Übervater und auch nicht der Ehrgeiz, auf einem imaginären „Bankkonto der guten Taten“ möglichst viel Ersparnis vorweisen zu können. Die bösen, gefallenen Engel sind zweifelsohne auch eine Realität; aber sie sind eben keine gleichwertigen Gegenspieler Gottes, sondern – den Berichten über meinen Namenspatron, den Erzengel Michael, zu Folge – schon besiegt: Das gibt mir Kraft und Mut zum Neuanfang, wenn einmal etwas schief gegangen ist.

In der Liturgie der Kirche, im Gottesdienst, nehme ich diese meine eigentliche Würde als Kind Gottes wahr wie nirgends sonst. Natürlich weiß ich, dass das Bild des Himmels vom Thronsaal, in dem der Gottkönig auf ewig mit Halleluja-Gesängen verherrlicht wird, nur ein Bild unter vielen anderen ist; aber die tatsächliche Anwesenheit des Übernatürlichen, die Bestärkung auf dem Weg durch diese Welt und die Verbindung mit Gott, um die ich in der Liturgie weiß, ja die ich sehen, hören, schmecken und fühlen kann, hält in mir die Sehnsucht nach und die Freude am Gottesdienst jeden Tag aufs Neue lebendig.

Erntedankfest

Frisches Brot duftet! Wenn ich morgens um 5 Uhr das Fenster öffne, dann rieche ich es schon, und wenn ich in unserer Bäckerei Meyer in der Berliner Straße Brötchen hole, dann atme ich diesen Duft ein: Frischgebackenes Brot, noch warm, gerade aus dem Backofen gezogen. Brot, das schmeckt und nährt.

Den Bäcker beneide ich ein bisschen. Gewiss, er muss früh aus dem Bett, es ist heiß in der Backstube und staubig vom Mehl. Doch wenn das Brot fertig ist, dann duftet es in seinem Laden. Und ich denke: in unseren Kirchen müsste es auch so duften. Nach frischem, nahrhaften Brot, nach Brot, das den Hunger der Menschen stillt. Denn Jesus sagt: Ich bin das Brot des Lebens. Kirchen sind Bäckerläden. Hier gibt es Brot, das den Hunger stillt. Aber anders als der Bäcker brauchen wir es nicht einmal zu backen. Es ist da, wir müssen es nur austeilen an die, die Hunger haben. Wer richtig Hunger hat, der braucht was zwischen die Zähne, etwas, woran er zu kauen hat.

Der Glaube an Jesus Christus ist kein süßer Brei, der sich um jeden Mund schmieren lässt. Jesus sagt nicht: Ich kann euch Brot geben, ich vermehre die vielen tollen Angebote noch um ein weiteres. Er sagt: Ich bin das Brot. Ich stille deinen Hunger. Ich gebe dir, was du zum Leben brauchst. Ich bin das einzige Grundnahrungsmittel, mit dem du bei deinem Hunger nach Leben dauerhaft satt werden kannst. Hier gibt einer nicht etwas - sondern sich selbst. Hier ist einer Geber und Gabe zugleich.
Wenn Jesus sich „Brot des Lebens“ nennt, dann ist das eine Liebeserklärung an die Menschen. Er sagt damit: Ich gebe mich für euch, wie sich Eltern für ihre Kinder geben, wie sich Liebende einander geben. Ich will euch so lebensnotwendig sein, wie das Brot, das ihr esst.

In dem bekannten Erntedanklied „Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land“ von Matthias Claudius heißt es in einer Strophe: „Er gibt den Kühen Weide und unseren Kindern Brot. Alle gute Gabe kommt her von Gott, dem Herrn. Drum dankt ihm und hofft auf ihn“. Saat, die in die Erde gebracht wird, hat das Ziel, Frucht zu bringen. Tod und Leiden Jesu sind vergleichbar mit dem Weizenkorn, das in die Erde kommt; daraus wächst das Brot des Lebens. Mit jedem Dank für das Brot, aber auch für den Wein, den Regen und die Sonne, sagen wir, dass das Leben gut ist und von der Güte Gottes geboren wurde. Brot ist nicht nur die Nahrung, die der Körper braucht, Brot sind die Menschen zu denen ich gehöre und die zu mir gehören, die Gesellschaft und der Staat, in denen ich lebe und die ich mitgestalte, der Friede in der Nachbarschaft und in der Welt.

Die vierte Bitte im Vater Unser: ‚Unser tägliches Brot gib uns heute‘, ist eine Mehrzahlbitte. Unser Brot – nicht mein Brot! Unser, das schließt die Gemeinschaft ein. Unser, das meint auch, Rücksicht zu nehmen auf die, die mit uns in dieser Welt leben, und mit ihnen zu teilen. Auch um ihr Brot zu bitten. Wir leben immer noch

im Überfluss. Millionen andere sterben am Hunger. Mächtige verhindern die Freiheit in vielen Teilen der Welt. Wenn wir um das tägliche Brot bitten, dann bitten wir auch um den Mut, unser Leben so zu verändern, dass die Hungrigen gesättigt und die Unterdrückten befreit werden. Damit wir - im Bereich unserer Möglichkeiten - ein Teil der Antwort sein können, die Gott für die Not dieser Welt hat.

Frisches Brot duftet. Wenn ich morgens in unsere Bäckerei Meyer in der Berliner Straße komme, um Brötchen zu holen, dann atme ich diesen Duft ein: Frischgebackenes Brot, noch warm, gerade aus dem Backofen gezogen. Brot, das schmeckt und nährt.

Taizé-Gebet

Das Taizé-Gebet ist für mich ein wichtiger Bestandteil des Kirchenjahres geworden. Es ist die Rückbindung an die Fahrten mit Jugendlichen nach Taizé. Man fühlt sich verbunden mit diesem Ort und den Emotionen, die er bei jedem einzelnen auslöst. Es ist aber auch die Erinnerung daran, dass es im Glauben, im Leben mit Christus, auf das Wesentliche ankommt.

Frère Roger, der Gründer der Communauté de Taizé hat einmal gesagt: „Lebe das, was du vom Evangelium verstanden hast. Und wenn es noch so wenig ist! Aber lebe es.“

Es geht nicht darum, alles zu begreifen, erklären zu können, sondern darum, sich jeden Tag neu auf das Evangelium, auf Christus einzulassen. Deswegen gibt es in jedem Gebet in Taizé nach dem Bibelwort eine Zeit der Stille, in der sich jeder einzelne persönlich vom Wort Gottes angesprochen fühlen kann; immer in der Situation, in der er sich befindet und in der Intensität, die er gerade aufbringen kann. In der Stille kann man sich wirklich auf Gott einlassen, darauf hören, was er mir zu sagen hat. Das kann helfen, sich neu auszurichten, Prioritäten zu erkennen.

Für mich stellt diese Gebetsform aber auch eine Art Ruhepol dar. Wir hetzen im Alltag oft von Termin zu Termin, von Event zu Event. Das betrifft immer mehr auch die Jugendlichen. Die Schule nimmt immer mehr Zeit in Anspruch, fordert immer mehr Einsatz. Dazu kommen Zukunftsängste um Beziehung, Berufswahl und eigene Identität. Im Taizé-Gebet haben Menschen die Möglichkeit, einmal zur Ruhe zu kommen und ein wenig auszusteigen aus dem Alltagstrott. Durch die meditativen Gesänge und die ruhige Atmosphäre kann man zu sich kommen und trotzdem Teil der glaubenden Gemeinschaft sein, die man in Taizé selbst erlebt.

Das Taizé-Gebet ist aber auch ein Ort der Gemeinschaft, ein Ort, an dem man sich trifft und gemeinsam eine gute Zeit verbringt mit Freunden und Bekannten – alle verbunden mit Gott. Für mich ist das in jedem Gebet spürbar, und auch ich kann hier einen Ruhepol, eine Kraftquelle finden.

Der Rosenkranz

Besonders im Oktober wird in katholischen Kirchen der Rosenkranz gebetet.

Das Vaterunser und die Engelsworte der Verkündigung (Lk 1,28) bilden den Urkern des Rosenkranz-Gebetes, das diese Sätze unermüdlich wiederholt. Um nicht den Überblick zu verlieren, gibt es kleine und größere Perlen an einer Schnur als Orientierungshilfe: Wenn die Finger des Betenden an den großen Perlen angelangt sind, kommt ein Vaterunser. Zu jeder der zehn kleineren Perlen werden die Worte wiederholt, mit denen der Erzengel Gabriel Maria anredet: „Gegrüßet seist Du, Maria. Du bist voll der Gnaden. Der Herr ist mir dir.“ Einige Momente später in der Heilsgeschichte sagt Elisabeth zu ihrer Cousine Maria, die gerade zu Besuch gekommen ist: „Gebenedeit bist du unter den Frauen und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes.“

Perlen, aneinander gereiht, als Gebetshilfe haben eine uralte Tradition der Frömmigkeit. Gemeinhin gelten die hinduistischen Gebetskränze (‚mala‘ Kranz), die den Betenden aus der Zerstreutheit ihres Alltags halfen, als frühestes Vorkommen der Perlenschnüre. Auch der Buddhismus kennt den Perlen- bzw. Rosenkranz; die Anzahl der Perlen schwankt zwischen 108 und 112. Anhänger der Sikh-Religion beten ebenfalls an Hand des ‚mala‘: Dort sind es 108 Knoten einer Wollschnur, die den Beter leiten. Perle oder Knoten stehen für heilige Silben, deren zahllose Wiederholungen das Gebet ausmachen. Auch von Gläubigen des Islam wird mittels einer Gebetsschnur Gott gelobt; der islamische Rosenkranz ist dreiteilig und besteht meist aus 33 Perlen, zu denen Gott gepriesen wird.

Als Menschen begannen, Jesus nachzufolgen, suchten sie nach dem richtigen Weg. Viele zogen sich zurück; in Einsamkeit und Versenkung waren Texte der Heiligen Schrift Inhalt und zugleich Perspektive ihres Betens: besondere Abschnitte aus den Psalmen, aber auch das Vaterunser, wurden unendlich viele Male wieder-

holt. Die 150 Psalmen des Alten Testaments erhielten den Namen „Psalter“. Ein Eremit betete täglich dreihundertmal das Vaterunser; um nicht durcheinander zu kommen, legte er für jedes Vaterunser ein kleines Steinchen zur Seite. Irische Mönche teilten die 150 Psalmen in drei Teile, benannten sie ‚quinquagena‘, die drei Fünfziger. Nicht jeder mittelalterliche Ordenschrist konnte schreiben oder die Psalmen lesen. Aber jeder konnte das Vaterunser hunderte Male im Laufe des Tages beten - und das Ave Maria anschließen. So entstand der Marien-Psalter der „Ungebildeten“ - mit dem Zahlenmaß und der Dreiteilung des Psalmengebets: Einhundertfünfzig Ave Marias, in Zehnergruppen aufgeteilt und jeweils von einem Vaterunser begonnen… Später schufen Kartäusermönche eine Betrachtung des Lebens Jesu, die in drei Gruppen mit je fünf heilsgeschichtlichen Momenten untergliedert war, die Clausula/Geheimnis oder auch „Gesätz“ genannt wurden. Und so entwickelte sich daraus der Rosenkranz, der überall und von jedem, ohne Vorbildung oder Anleitung gebetet werden kann.

Jeder Ave Maria-Zehnergruppe geht ein Vaterunser voran, folgt ein „Ehre sei dem Vater…“, und wird ein Gesätz zugeordnet, das ein zentrales Geschehen aus der Heilsgeschichte in die Erinnerung des Betenden ruft, z.B.: Jesus, den du, o Jungfrau, zu Elisabeth getragen hast. Oder: Jesus, der uns den heiligen Geist gesandt hat….

Mehrere Fäden sind also in einem Rosenkranz zusammengewirkt. Wie ein Kranz aus vielerlei Blüten geflochten wird, sind Anspruchslosigkeit, Bildhaftigkeit, Monotonie und der erdhafte Bezug durch die Perlen in der eigenen Hand die Fäden, die aus diesem alten Gebet einen strammen „Sicherheitsgurt“ machen.

Es ist ein fürbittendes Gebet. Die Gottesmutter wird niemals angebetet, sondern man bittet vertrauensvoll um ihre Fürbitte bei Gott. Daraus kann auch Vertrauen entstehen, verloren gegangenes Urvertrauen nachwachsen.

Rosenkranzbeten ruft nicht selten Befremden hervor. Oder Spott. Besonders wenn „Hochleistungsbeter“ in dunklen Kirchenecken verbissen immer dieselben Worte murmeln. Im hellen Internetzeitalter mutet dies rückständig an. Vielleicht ist, wer so betet, die moderne Entsprechung zu den „Kleinen und Unmündigen“, von denen Jesus spricht. Man muss weder Schriftkundiger noch Theologe sein, um den Rosenkranz zu beten; Wissen und intellektuelles Werkzeug braucht es dazu nicht. Nur den Entschluss, sich auf die Rosenkranz-Bilder einzulassen. Wie es z.B. war, als sich die Cousinen Maria und Elisabeth begegneten. Oder wie die Gäste auf der Hochzeit von Kana Jesu erstes Wunder erlebten. Und wie er vor Angst Blut geschwitzt hat. Wer selber Angst aushalten muss, darf gerade in diesen schwarzen Momenten den Rosenkranz in die Hand und die einfachen Worte in sein Herz nehmen. Der Herr, der vor Angst Blut geschwitzt hat, wird ihm beistehen…

Das habe ich unbefangen ausprobiert. Mehrjähriges Ausüben indischer Meditationstechnik blieb bei mir ohne nachhaltige Wirkung; das wurde erst anders mit dem Rosenkranz. Durch Kranke erlernte ich diese Art des Betens. Von Menschen also, deren Leben ganz anders verläuft, als sie es sich wünschten. Und ihr „Warum gerade ich“ und alle Spielarten des „Ja - aber“ flossen hinein in die Gesätze des Rosenkranzes. Zur unbedingten Annahme des Lebens, zu Konditionen, die vorher nicht verhandelt wurden, zu diesem Ja hat der Rosenkranz mir geholfen. Ich spüre beim Beten den „Rhythmus des menschlichen Lebens“ in den freudenreichen, schmerzensreichen, glorreichen und –neuerdings - lichtreichen Geheimnissen. Die „ups and downs “ - Freuden, Leiden und die Aussicht auf eine strahlende Ewigkeit – werden so Tag um Tag betend begleitet.

Weltmission

Anfang der 60iger Jahre studierte ich Jura in Tübingen. Es war die Zeit, als wieder vermehrt ausländische Studenten nach Deutschland kamen, meist hochqualifizierte Stipendiaten, die uns mit ihren Fähigkeiten sehr beeindruckten. Als Ausländerreferent der Studentengemeinde begleitete ich eine Gruppe dieser Studenten; die Treffen mit ihnen waren meist spannender als die trockenen Paragraphen.

Eines Abends zeigte uns ein asiatischer Student - er war gerade „in Abwesenheit" Onkel geworden - voller Stolz Bilder von seinem Neffen und von einem prächtigen Fest, das zu Hause anlässlich seiner Geburt gefeiert wurde. Auffallend war dabei eine Gruppe von Klageweibern. Warum?, fragten wir, ist das Baby etwa krank? Nein, es ist gesund, kräftig und munter. Aber gerade deshalb könnten neidische Götter oder Dämonen Schaden stiften. Um diese zu täuschen, haben bezahlte Klagefrauen die Aufgabe, laut über ein verkrüppeltes und krankes Kind zu jammern und zu lamentieren.

Mich hat damals diese Szene tief beeindruckt. Mehr als durch anderes wurde mir der Reichtum unseres christlichen Glaubens bewusst. Ein Jahr später wechselte ich von der Juristerei zur Theologie. Ich war aufgewachsen ohne Angst vor neidischen Göttern, die mich kritisch und argwöhnisch beobachteten. Ich hatte auch zunehmend gelernt, dass es keinen streng-rechthaberischen Gott gibt, der mich Tag und Nacht überwacht und kritisiert, der mich gerecht, aber streng bestraft. Mir wurde gesagt, dass ich vielmehr das geliebte Wunschkind eines göttlichen Vaters bin, der das Fest der Ewigkeit ausgerechnet auch mit mir feiern will.

Diese Botschaft weiter zu sagen und nicht Mitgliederwerbung in Sachen Kirche ist das Anliegen, das der auferstandene Christus seinen Jüngern anvertraut (Mt 28, 19ff).

Ich denke, dass diese Aufgabe heute so aktuell ist wie eh und je. Wenn Jesus von „allen Völkern" spricht, zu denen wir mit dieser Botschaft gehen sollen, so meint dies gerade heute nicht einfach nur ferne Erdteile und fremde Kulturen! Die Welt, in der so vielen Menschen noch nicht verständlich ausgerichtet wurde, dass Gott sie ganz persönlich meint und liebt: ganz persönlich, mit allen Fähigkeiten und Grenzen, - und nicht ihre Leistung, ihre Gesundheit, ihre Frömmigkeit, ihre Stellung oder auch ihre Jugend - ist diese Welt nicht mitten unter uns - selbst mitten in der Kirche?

Nicht vergessen möchte ich dabei, dass ich diese Gute Nachricht auch mir selbst immer wieder zusagen lassen muss.

Reformationsfest

Am 31.Oktober 1517 schlug der Augustinermönch Martin Luther 95 Thesen an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg und rief zur Diskussion darüber auf. Er wollte keine neue Kirche. Er wollte seine Kirche, die römisch-katholische Kirche, reformieren und verändern. Die schnell um sich greifenden reformatorischen Gedanken und der Widerstand gegen Luthers Thesen führten mit dem Augsburger Bekenntnis 1530 zur Gründung der protestantischen Kirche. Der Thesenanschlag gilt als die Geburtsstunde der Reformation.

Der Reformationstag ruft uns aber auch die bis heute wertvollen Grundlagen des evangelischen Glaubens in Erinnerung. Luthers großartige Erneuerung der biblischen Botschaft von der bedingungslosen Rechtfertigung des Sünders vor Gott entlastet uns davon, unser Heil selbst machen zu müssen. Wir dürfen uns Gottes Liebe und Barmherzigkeit anvertrauen und müssen sie uns nicht durch eigene Taten verdienen. Als Martin Luther im Anschluss an Gedanken des Apostels Paulus und des Kirchenvaters Augustin eines Tages diese Erkenntnis gewonnen hatte, war es ihm, als sei "die Pforte des Paradieses aufgetan".

Von diesen Gedanken getragen wurde der Satz „Ecclesia semper reformanda“ – die Kirche ist immer im Wandel, in der Veränderung – zu einem entscheidenden Grundsatz der reformatorischen Kirche. Aus dem Hören auf Gottes Wort gilt es, sich immer wieder neu auszurichten, zu fragen, was Gott uns in unsere Zeit hinein sagt, zu hören, was die Worte der Bibel von damals uns heute sagen.

Heute wird vielleicht so gefragt: Was will Gott uns in einer Zeit der sogenannten Postmoderne, in einer Zeit, in der Globalisierung, Wachstum und Fortschritt, Kapitalmarktströme und ökologische

Risiken uns gefangen nehmen? Spricht die Botschaft von der großen Gnade Gottes da noch eine aktuelle Sprache, hat der Glaube an die Gnade Gottes da noch Bestand? Ich denke ja - und sogar sehr konkret!

Gottes Gnade führt mir immer wieder neu vor Augen, dass unser Handeln und Tun begrenzt ist, dass die Gesetzmäßigkeiten unseres Lebens von Gott und nicht von uns selbst bestimmt sind, und dass wir uns in der Verantwortung vor ihm nicht einfach dem Leben stellen dürfen, wie es ist. Christlicher Glaube hat immer etwas mit Erneuerung, Veränderung und Verantwortung für diese Welt, für den Nächsten, für die Schöpfung zu tun.

Luther, Calvin und die vielen Namenlosen der Reformation haben das gewusst. Mit der Bibel in der Hand, einem gnädigen Gott im

Herzen und dem gekreuzigten Christus vor Augen hielten sie fest an der Veränderbarkeit der Kirche und der Gesellschaft. Eine schwierige Aufgabe! Aber vor diese sind wir unverändert gestellt, auch in einer Zeit der Postmoderne, auch in einer Welt voller Fragen und Verunsicherungen.

Neu anfangen dürfen. Manchmal denke ich, dass dies eine Art moderner Übersetzung des Wortes Gnade ist. Gott schenkt gnädige Neuanfänge: Für die Kirche, für die Gesellschaft, für dich und mich. Auch wenn wir manchmal sehr ungeschickt seiner Liebe hinterher hinken, halten wir uns lieber an der Gnade fest und gehen über den Balken, den der Gekreuzigte über den Riss gelegt hat, der Gott und Mensch, Mensch und Mitmensch trennt. Denn wir glauben:

„Gott schafft neue, gnädige Anfänge.
Wie der Töpfer den Ton formt mit seiner Hand.
breitet er aus den weiten Raum der Freiheit
und führt heraus aus alten Wegen und falschen Träumen,
aus Bequemlichkeit und Eigensucht,
aus der Unfähigkeit zu lieben,
aus der Selbstverständlichkeit bewährter Konzepte,
aus Fehlern, die quälen,
aus Angst, zu versagen,
aus Ärger, täglich zusammengekehrt in den Abfalleimer des Tages,
aus Enttäuschung und Einsamkeit,
aus Unfrieden und Gewalt.
Gott schenkt seine Gnade.
Durch den Gekreuzigten und Auferweckten,
durch den, der sagt:
Siehe, ich mache alles neu!
Hoffentlich singt die Kirche am Reformationstag sein Lied.
Hoffentlich wagt die Welt seinen Frieden.
Hoffentlich traue ich seiner Liebe."

Allerheiligen

Ein rotes Lichtermeer – und viele, viele Menschen an den Gräbern, die geschmückt sind mit Blumen, Gestecken und grünen Zweigen. Dieses Bild bietet sich uns auf dem Friedhof am Nachmittag des 1. November. Familien kommen dort zusammen, von nah und fern, um ihrer verstorbenen Angehörigen zu gedenken, Erinnerungen wachzurufen, für sie zu beten. Manche voller Trauer, weil der Verlust noch schmerzt, andere mit Dankbarkeit im Herzen. Und viele teilen die Hoffnung, dass die Verstorbenen aufgenommen werden in die Liebe Gottes. Wenn dort die Gräber gesegnet und mit Weihwasser besprengt werden, dann wird die Verbindung zur Taufe deutlich, in der die Menschen ihren Weg mit Gott begonnen haben, und der nun vollendet ist.

Allerheiligen: am Vormittag wird in einer feierlichen Messe an all die Heiligen gedacht, die ihr letztes, endgültiges Ziel erreicht haben: die Gemeinschaft mit Gott. Tod und Auferstehung ganz dicht

beieinander! Das Fest Allerheiligen geht zurück ins 4. Jahrhundert und wurde ursprünglich am Sonntag nach Pfingsten gefeiert, wegen der Nähe zu Ostern, als Auferstehungsfest der Heiligen.

Um 800 wurde es in Irland auf den 1. November gelegt, dem Neujahrstag des keltischen Jahres. Neben der Verbindung mit Ostern wurde jetzt die Jahreszeit wichtig; über der vergehenden Natur scheint die unvergängliche Welt der Heiligen auf. Viele Menschen hat die katholische Kirche im Laufe der Jahrhunderte für heilig erklärt. Ihnen, aber auch all denen, die nicht im Heiligenkalender stehen, gilt dieses Fest.

„Heilige sind wie Fenster, durch die das Licht Gottes in unsere Welt schaut.“ So hat es jemand treffend ausgedrückt. Heilige – da fallen uns Namen ein wie Franz von Assisi, Elisabeth von Thüringen, Mutter Theresa – leuchtende Beispiele, jedoch wahre Steilvorlagen!
Aber da gibt es auch die vielen unbekannten Heiligen unter uns, die für ihre Mitmenschen und für Gott da sind: die Frau, die ihren bettlägerigen Mann oder ihr behindertes Kind jahrelang pflegt. Der Angestellte, der immer ein offenes Ohr für seine Kollegen hat und sich für sie einsetzt. Die alte Frau, die ohne zu klagen, Ja sagt zu ihrem mühselig gewordenen Leben …

Heilige sind freie Menschen. Sie lassen sich nicht verbiegen, tun, was ihr Gewissen sagt, oft ohne Angst. Manche legen sich sogar mit den Mächtigen an, ohne Rücksicht auf Gefahren. Das hat einige das Leben gekostet, z.B. Maximilian Kolbe. Er hat Juden und polnische Flüchtlinge vor den Nazis versteckt, kam selber ins KZ Auschwitz – und starb dort für einen anderen Häftling. Oder Oscar Romero: In seinen Predigten, die über Rundfunk in alle Dörfer des vom Bürgerkrieg erschütterten Landes El Salvador übertragen wurden, nahm dieser Erzbischof kein Blatt vor den Mund. Er nannte die Namen der Opfer der Verfolgung durch Militär und Todesschwadronen und scheute nicht davor zurück, auch die Urheber

und Ursachen dieser Gewalttaten beim Namen zu nennen. Er rief alle zur Umkehr und zum gewaltlosen Einsatz für Befreiung, Gerechtigkeit und Frieden auf. Während einer Messe wurde er 1980 erschossen. Aber auch hier ist an die vielen Unbekannten zu erinnern: z.B. die zahllosen Priester, Katecheten und Gläubigen in Guatemala oder El Salvador, die im Bürgerkrieg in der Spur Jesu gegangen sind, an der Seite der Armen, Unterdrückten, Verfolgten - und die deswegen ihr Leben lassen mussten.

Heilige sind nicht als Helden auf die Welt gekommen. Heilige sind auch keine perfekten Menschen. Sie haben Ecken und Kanten, Stärken und Schwächen wie jeder sonst. Aber: Sie haben alles auf die Karte Gott gesetzt! Zu Allerheiligen dürfen wir also ein Fest feiern, das Vergangenheit und Zukunft umfasst. Es verbindet uns mit all denen, die vor uns ihr Leben in Gottes Hände gelegt haben, die angekommen sind. Es zeigt uns aber auch, was wir erhoffen dürfen: dass auch unser Leben mit allem Bruchstückhaften und Misslungenen heil wird, geheiligt wird durch Gott.

Allerheiligen – ein Fest auch für evangelische Christen?
Nehmen wir den Namen ganz wörtlich, dann dürfen wir uns alle angesprochen fühlen, denn ‚heilig' heißt ‚zu Gott gehörig'. Wenn Paulus an die Gemeinden in Korinth oder Ephesus schreibt, so nennt er die Leute ‚Heilige' und meint damit alle Christen, die dort leben und nicht nur einige besonders Herausragende.

Ein Blick in die Bergpredigt (Mt 5, 1-12) zeigt uns, wen Jesus ‚selig', (‚heilig') nennt. Da heißt es: (auszugweise*) Selig sind die, die wissen, dass sie vor Gott arm sind, denn ihnen gehört das Himmelreich. Selig sind, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihnen gehört das Himmelreich.*

In den Augen Gottes gelten andere Maßstäbe als bei uns!

Allerseelen

Allerseelen – was ist das? Das war einige Jahre wirklich eine große Frage für mich. Ich wusste durchaus: das hat etwas mit den Verstorbenen zu tun. Doch warum gibt es diesen Tag noch zusätzlich zu Allerheiligen?

In meiner Familie war es üblich, zu Allerheiligen am Nachmittag oder am frühen Abend zum Friedhof zu gehen und Lichter auf den Gräbern der verstorbenen Angehörigen anzuzünden. So war dies für mich der eigentliche Gedenktag der Verstorbenen. Mit zunehmendem Alter fing ich an, darüber nachzudenken, was den Allerheiligentag vom Allerseelentag unterscheidet. Bis heute ist es mir nicht wirklich gelungen, eine befriedigende Antwort zu finden. Natürlich weiß ich um die geschichtliche Entstehung dieses Tages.

Er geht aus dem Glauben hervor, dass die Verstorbenen, bevor sie zu Gott kommen, im Fegefeuer geläutert werden müssen. Sie sind eben noch keine Heiligen und brauchen deshalb unser Gebet. Hier liegt für mich eben auch das Problem dieses Tages. Denn ich vermute, dass nicht mehr viele Menschen an diese Form der Läuterung glauben. Auch ich bin davon überzeugt, dass das ewige Leben unserer Verstorbenen nicht von unseren Gebeten abhängt.
Wie der Eintritt vom irdischen Leben in das ewige Leben sein wird, weiß niemand genau. Ein Text von Michael Quoist ist für mich da sehr hilfreich gewesen: „Als ob es die Toten gäbe! Herr, es gibt keine Toten, es gibt nur Lebende, auf Erden und im Jenseits. Herr, den Tod gibt es, aber er ist nur ein Moment, ein Augenblick, eine Sekunde, ein Schritt, der Schritt vom Vorläufigen ins Endgültige, der Schritt vom Zeitlichen ins Ewige.“

Doch wozu dann ein Allerseelentag? Ich lebe mit den Menschen, die mich geliebt haben und die ich geliebt habe und immer noch liebe, mit den Menschen, die mich gekannt haben und die ich ge-

kannt habe. Immer wieder im Alltag tauchen ihre Namen auf, ihre Gesichter. Worte, die, sie mir gesagt haben. So denke ich an sie, und ich glaube, dass sie sich mir ins Gedächtnis rufen, weil sie dies brauchen. Auch wenn ich glaube, dass ihr Leben bei Gott gut aufgehoben ist, so glaube ich auch, dass ihr Leben noch nicht vollendet ist. Denn all die Menschen, die ihnen wichtig waren in ihrem irdischen Leben, die sie geliebt haben und mit denen sie eng verbunden waren, müssen ihnen doch fehlen, oder? Und sie fehlen mir. So ist für mich der Allerseelentag ein Tag, an dem ich mich an die vielen Verstorbenen erinnere, die mir in meinem Leben begegnet sind, die mich ein Stück meines Lebensweges begleitet haben, die mir nahe waren und sind. Ich erinnere mich an sie, damit sie mit ihrem Leben nicht vergessen werden. Ich erinnere mich an sie, damit die Verbindung bestehen bleibt, so wie sie sich mir in Erinnerung rufen, weil ich ihnen fehle, bis zum Tag der Vollendung.

Vollendung – vielleicht ist das der Zustand, wenn die Verstorbenen mit allen Menschen, die ihnen wichtig waren, die sie geliebt haben, in der Ewigkeit wieder vereint sind. So ist für mich der Allerheiligentag ein Tag, an dem ich auf die Beziehung der Verstorbenen zu Gott schaue: Sie leben in der Nähe Gottes, und darum sind sie Heilige. Am Allerseelentag steht die Beziehung zwischen den Verstorbenen und mir im Mittelpunkt. Gleichzeitig werde ich auch an mein eigenes begrenztes Leben erinnert und vertraue darauf, dass die Verstorbenen mich erwarten, wenn ich das irdische Leben verlasse.

St. Martin

11. November

St. Martin war nicht nur Thema des Wappens meiner Heimatstadt. Er war und ist eine Figur, die mich anspricht und auch herausfordert, was mein eigenes Glaubensleben betrifft.

Als Kind habe ich es genossen, beim Martinzug mitzugehen. St. Martin mit seinem rotem Umhang hoch zu Ross, der Bettler mit dem halben Mantelteil neben ihm, und wir mit unseren Laternen hinter ihm. Gemeinsam machten wir es heller im Dunkel der Welt. Die Geschichte von Martin lässt mich bis heute staunen und kann mir in vielerlei Hinsicht zur Herausforderung und zum Vorbild werden. St. Martin war römischer Soldat wie auch schon sein Vater. Diese Karriere war ihm vorgegeben, und doch ließ Martin sich ansprechen von Gott.

St. Martin kam mit dem Christentum in Berührung und beschäftigte sich als Katechumene mehr als 3 Jahre mit dem Glauben, bevor er sich taufen ließ. Noch in seiner Katechumenatszeit geschah die Geschichte, die zum Martinszug gehört: Martin traf vor der Stadt

Amiens auf einen Bettler, der keine Kleidung hatte und bettelte. Da auch Martin nicht mehr als seine Waffen und seine Uniform mit Militärmantel hatte, teilte er den Mantel kurzerhand mit seinem Schwert und gab dem Bettler eine Hälfte.

Martin tat das, obwohl diese Tat sicher auch für ihn Konsequenzen hatte. Schließlich wird manch einer über ihn gelacht haben, und wahrscheinlich wird die Zerstörung von Militäreigentum auch nicht ungestraft geblieben sein. Doch Martin konnte nicht an dem Bettler vorbeigehen, weil der in Not war. Das gebot ihm sein Glaube, auch wenn er noch nicht getauft war. So wird von ihm erzählt, dass er in der Nacht darauf träumte, dass Jesus ihm erschien und sich bei ihm für den halben Mantel bedankte: „Was du getan hast diesem einem meiner geringsten Brüder, das hast du mir getan“ - Das bestärkte Martin in seinem Glauben. Und hier fordert er mich täglich neu heraus.

Mit 18 ließ Martin sich taufen. Es wird von ihm erzählt, dass er sehr beliebt war, weil er sich redlich um gute Werke mühte. Er stand Kranken bei, brachte Notleidenden Hilfe. Von seinem Sold behielt er nur das, was er wirklich zum Leben brauchte. So lebte er in aller Bescheidenheit.
Martin war auch bereit, unbequeme Wege zu gehen, wenn er sie im Sinne Gottes für richtig hielt. Darum bat er Kaiser Julian nach einiger Zeit um die Entlassung aus dem Militärdienst, weil er als Christ nicht mit der Waffe kämpfen und Blut vergießen wollte. Er wollte nur noch Soldat Christi sein. Auch als ihm Feigheit vorgeworfen wurde, war er eher bereit, den Feinden ohne Waffe entgegenzutreten und dabei zu sterben, als weiter Soldat zu bleiben. Doch bevor es soweit kam, ergaben sich die Feinde.

Martin konnte die christliche Botschaft nicht für sich behalten. Nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst strebte er die Priesterweihe an, er versuchte Menschen zum christlichen Glauben zu

bekehren und suchte immer wieder die, die schon gläubig waren, im Glauben zu stärken. Er gründete ein Kloster und lebte dort demütig und bescheiden. Selbst als er Bischof von Tours wurde, blieb er seinen Idealen als Priester, Arzt und Nothelfer treu. Gott schien seinen Weg zu segnen. Denn immerhin wurde er 81 Jahre alt. Am 11. November wurde er dann beigesetzt.

Martin ist für mich ein glaubwürdiger Christ, der mir zeigt, wie man in der Nachfolge Jesu leben kann. Wie er will auch ich mich rufen lassen und kann und muss immer wieder versuchen, diesen Weg auch konsequent zu gehen.

Buß- und Bettag

Es war einmal ein kleiner knorriger Baum mitten in einem wunderschönen Garten voller Weinreben. Er meinte das Leben zu kennen, denn er kannte den Boden, auf dem er stand. Und es war guter Boden, nicht zu trocken und nicht zu feucht. Eigentlich hätte er ganz zufrieden sein können; aber er war es nicht. Ihn störten die

Weinstöcke um ihn herum. Die taten das ganze Jahr über nichts anderes, als stolz große saftige Trauben hervorzubringen, um sie sich dann von den Menschen wegnehmen zu lassen. Einmal hatte sich eine Rebe, die neben ihm wuchs, zu ihm gedreht und gefragt: „Warum hast du eigentlich so wenig Blätter? Und wieso wachsen denn gar keine Früchte an dir?“ Da hatte er mürrisch geantwortet: „Weil ich nicht so dumm bin wie ihr. Warum soll ich meine Kraft und meinen Saft für Blätter und Früchte vergeuden, um sie dann herzugeben? Ich lebe doch so viel besser!“ Und als eine andere Rebe erwiderte: „Aber die Menschen freuen sich über uns“, hatte er nur gelacht. „Seht euch doch mal an! Ihr seid ja nicht mal halb so groß wie ich. Ich brauche meine Kraft für mich selbst.“ Seitdem hatte ihn keiner mehr gefragt.

Eines Tages kam der Besitzer des Gartens zu ihm. Er hatte einen Korb dabei, blieb damit vor ihm stehen und sah ihn lange an. Offensichtlich suchte er etwas, denn er murmelte: „Hat der denn noch immer keine Feigen?“ Dann schüttelte er mit dem Kopf, zuckte mit den Schultern und ging nach Hause. „Aha!“ dachte der Baum, „ein Feigenbaum bin ich also. - Aber ich bin ein besonders kluger Feigenbaum, denn ich gehöre nur mir selber. Gut, dass ich keine Früchte hervorgebracht habe! Jetzt wäre ich sie bestimmt alle los.“

Doch dann ereignete sich etwas, was sein Leben völlig verändern sollte. Wieder einmal war der Weinbergbesitzer gekommen, um Feigen an ihm zu suchen. Als er jedoch diesmal erneut keine fand, ging er nicht einfach weg, sondern rief wütend nach dem Gärtner: „He, Gärtner, komm her! Wofür bezahle ich dich eigentlich? Komm her, und sieh dir das einmal an! Aber bring die Axt mit!“ Schon nach kurzer Zeit kam der Gärtner mit einer Axt auf der Schulter gelaufen. „Drei Jahre bin ich jetzt umsonst gekommen“, sagte der Besitzer zu dem Gärtner, „drei Jahre, und dieser Baum hat keine

einzige Frucht gebracht! Hau ihn ab! Er nimmt dem Boden die Kraft.“

Unserem Feigenbaum durchzuckte es alle Äste. Er sollte abgehauen werden! Er, der Schönste und Größte, er der Klügste im ganzen Garten! Und er glaubte, nicht recht zu hören, als der Gärtner antwortete: „Herr, lass ihm noch ein Jahr! Ich will um ihn herum graben und ihn düngen und begießen. Vielleicht nützt es was ...“ „Also gut!“, sagte der Weinbergbesitzer und verschwand. Und der Gärtner legte die Axt beiseite und holte seine Gießkanne und goss den Baum.

„Warum setzte sich dieser Mann für mich ein?“ Er hatte ihm doch nie etwas gegeben. „Warum hilft dieser Gärtner mir?“, dachte der Baum. Und völlig verzweifelt ließ er alles mit sich geschehen. Der Gärtner kam oft. Er düngte ihn, lockerte mit seinem Spaten die Erde um ihn herum und begoss ihn mit herrlichem Wasser. Und als die ersten Knospen kamen und sich entrollten, machte unser Feigenbaum nicht einmal den Versuch, sie zurückzuhalten. Plötzlich zog es überall an ihm, und es knackte in seinen Zweigen. Riesige gefingerte Blätter entstanden, und er wurde immer größer. Dann

bedeckten sich seine Zweige mit vielen kleinen Blüten. Die Weinreben um ihn herum staunten. Auch der Feigenbaum verstand die Welt nicht mehr: „Ich habe doch gar nichts dazu getan.“ Und auf einmal freute er sich, wenn der Gärtner sich mittags in seinen Schatten setzte. Ja, er lernte, ihn gern zu haben, und dachte gar nicht mehr daran, ihn nicht an sich arbeiten zu lassen.

Im nächsten Jahr kamen die ersten Früchte, kleine grüne Feigen. Und im Spätsommer trug er schon wieder neue Früchte. Als dann geerntet wurde, dachte er: „Merkwürdig, drei Jahre habe ich mich angestrengt, um glücklich zu leben, und sollte gefällt werden. Jetzt habe ich ein Jahr lang nichts getan, als an mir arbeiten zu lassen, und die anderen freuen sich über mich, und ich bin glücklich wie nie.“
Fast schien es ihm, als würde er erst jetzt anfangen zu leben.
(Nach Lk 13, 6-9)

Aus: Peter Böhlemann, Simon und die schöne Anna, Mitmach- und Mutmachgeschichten aus der Bibel, Stuttgart 2002, S. 70-72

Volkstrauertag

Nähe schenken
Da draußen, wo die Ahnen ruhen,
am Grabplatz mit dem großen Stein,
wo Immergrün und Efeu häkeln
sich über Erde und Gebein,
da sucht' ich ihn, den treuen Vater,
vergeblich, er kam nicht mehr heim.

Gar viele lange Lebensjahre
hat Mutter ohne ihn verbracht.
Er wär so gern bei ihr geblieben,
doch hat der Krieg ihn umgebracht.

Die liebe Mutter schafft' und sorgte,
musst' Vater nun und Mutter sein,
und Trauer trug sie stets im Herzen,
fühlte einsam sich und oft allein.

Selbst jetzt im Tod kann sie nicht ruhen
an des geliebten Gatten Seite.
Allein im Leben, wie im Tod,
schenke DU ihr Deine Nähe heute.

(Annegret Kronenburg, Gedichte, aus: Handreichung Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge e.V., Volkstrauertag 2011, S.12)

Was Annegret Kronenberg sehr persönlich und emotional in diesem Gedicht zu Ausdruck bringt, ist das, was unser Erinnern am Volkstrauertag prägt. Im Erinnern werden Lebensgeschichten und Lebensschicksale lebendig. Zwei Weltkriege mit unvorstellbaren Zahlen von Toten, Massenmord, Gewaltherrschaft, Kriegstreiberei in der Zeit der Hitlerdiktatur, Flucht, Vertreibung, Verfolgung. Das

Erinnern wird lebendig, wenn wir uns die Lebensgeschichten von Menschen vor Augen stellen, getötete Soldaten, unzählige Opfer in der Zivilbevölkerung, ermordete Juden, Behinderte, Homosexuelle, Roma, Sinti. Unvorstellbare Schicksale, grauenvolles Leiden, tiefe Trauer. Als Kind von zwei Flüchtlingseltern stehen mir Bilder vor Augen, die für mich immer wieder unfassbar sind und mich danach fragen lassen, worauf es in meinem eigenen Leben ankommt. In der Blüte ihrer Lebensjahre haben meine Eltern nichts als Entbehrung erlebt. In ihrem Schicksal sind sie auf Wegen geführt worden, die sie sich in jüngeren Jahren wohl kaum hätten vorstellen können. Ihre Erlebnisse in Krieg, Vertreibung und Flucht saßen so tief, dass sie eher vom Schweigen als vom Erzählen gekennzeichnet waren. Und das eigene Leben wurde von Kindheit an geprägt unter dem Eindruck des Unfassbaren und Unbegreiflichen - bis heute, wenn ich es an mich heranlasse und mich frage, warum mein Leben so ist, wie es ist.

In allem Fragen höre ich ein Wort von Paulus: „Ich bin überzeugt, dass die Leiden dieser Zeit nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll.“ (Röm 8,18)
Paulus spricht von einer Hoffnung, die sich am Kreuz Jesu Christi manifestiert. Eine Hoffnung, die niemals dem Tod das letzte Wort lässt, die darauf vertraut, dass Frieden, Vergebung und Gerechtigkeit das letzte Wort sind, das Gott spricht! Eine Hoffnung, die weit über unsere Grenzen hinausreicht und uns ermutigt, für das Leben und das Recht auf Leben und den Wert eines jeden einzelnen Menschen einzustehen.

Wir brauchen diese Hoffnung im Gedenken an die unvorstellbaren Opfer, die die Kriege des letzten Jahrhunderts über uns gebracht haben, damit wir mit dem Unfassbaren umgehen können. Wir brauchen sie im Umgang mit Gewalt, Terror, Katastrophen in unseren Tagen, damit Mauern überwunden werden, Brücken gebaut werden und Versöhnung gelebt wird.

Totensonntag

November - Zeit der Stille - Zeit der Gefühle?!

November, der Monat im Jahr, dem die meisten Menschen mit Unbehagen entgegensehen. Gerade genießen wir noch die letzten Sonnenstrahlen des goldenen Oktobers, da hat lautlos über Nacht der Herbst sich eingeschlichen mit seinen trüben, kalten, regnerischen Tagen. Der Nebel, der sich drückend über alles legt, uns fast die Luft zum Atmen nimmt, lastet auf unseren armen Seelen. Die lange Zeit der Dunkelheit beginnt!
Schon hören wir den lauten Schrei der Gänse! Ade - und gute Reise! Kommt bald zurück und bringt das Frühjahr mit! Auch wenn wir es festhalten wollen, das sich davon schleichende Jahr - wir müssen es gehen lassen, so schmerzlich es auch ist! November, ein Monat, der uns fast die Fassung raubt!

Doch da ist plötzlich etwas Neues, Unbekanntes - als würde unsere Zeit jetzt stehen bleiben! Vorher nicht gekannte Ruhe breitet sich ganz langsam aus. Nehmen wir uns nun die Zeit zur Muße - zünden Kerzen an…Gefühle kommen hoch und haben ihren Platz! Es ist November, der Monat, an dem die Seele anklopft. Vielleicht lasten Berge von Müll und unendliche Traurigkeit auf ihr? Da gibt es nun kein Weglaufen mehr, kein Entrinnen! Jetzt ist die Zeit für unsere Gefühle! Wir lassen den Tränen ihren Lauf! Sie reinigen unsere Seele und schwemmen den ganzen Müll nun unaufhaltsam fort. Diese Tränen müssen jetzt geweint werden, erlauben keinen Aufschub! Sonst versickern sie, werden hart wie Stein und verschließen unsere Herzen!

Herbststürme ziehen übers Land, und draußen stirbt das Jahr - die Natur hält wieder einmal Kehraus! An den Büschen im Garten die ersten zarten Triebe! In uns erwacht eine leise Ahnung von neuem, beginnendem Leben. Denn durch das Streben von Altem und Vertrautem wird neues Erwachen doch erst möglich.

Siehe, ich mache alles neu! (Offenbarung 21,5)

Und über Nacht ist leise Schnee gefallen - er deckt die ganze Welt mit Frieden zu. In unseren Herzen beginnt ein neues Licht zu leuchten. Und langsam, ganz langsam erwacht die Hoffnung auf Advent!

Gottesdienst für Unbedachte

„Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein“ (Jes 43,1) - die Worte des Propheten Jesaja kennen wir von Trauerfeiern. Doch heute wissen wir auch, dass solche biblischen Worte manchen Menschen gar nicht mehr zugesprochen werden, wenn sie gestorben sind, weil sich niemand um ihre Beerdigung kümmert. Niemand ist da, der ein Wort über ihren Tod verliert.

Viele Menschen verfügen, was nach ihrem Tod mit ihnen passiert. Andere können nichts verfügen; gerade wenn sie einsam und arm sterben, wird ihre Beerdigung von Amts wegen geregelt. Unsere Bestattungskultur entspricht dem Wandel der Zeit! Menschen entscheiden auch, dass ihr Name nach ihrem Leben nirgendwo mehr erscheinen soll. Sie verfügen, dass es kein Grab, keinen Grabstein, keinen Namen geben soll. Den heute so häufigen anonymen Bestattungen setzt das Jesajawort etwas entgegen.

Denn bei Gott ist es anders! ER ruft und kennt jede und jeden von uns mit Namen. Jeder Mensch ist für Gott einzigartig und unverwechselbar. „Du bist mein“! Wer von Gott bei seinem Namen ge-

rufen wird und wen Gott sein eigen nennt, für den gibt es ein Ziel, und dessen Name vergeht nicht.

Wie viele Gedanken mögen sich unsere Eltern gemacht haben über unseren Namen! Er wurde dann beim Standesamt in das Register eingetragen, wir wurden auf den Namen getauft - so ein Name kann doch nicht einfach ausgelöscht werden! Und so stelle ich mir das „Register Gottes“ vor: die Seiten, auf denen er uns eingetragen hat, können nie vergehen! Sein Archiv kann nie zusammenbrechen, denn alle Namen sind für immer und ewig in den Himmel, „in Seine Hand“ geschrieben. So bleibt jeder Mensch unendlich wertvoll. Bei Gott sind wir nicht verloren, auch wenn wir sterben.

Wir sind für Gott keine Nummer irgendeines Geburtenregisters, wir sind nicht irgendeine anonyme Größe. Unser Name gibt uns einen Teil unserer Identität, er begleitet uns unser ganzes Leben. Unser Name wird nicht ausgelöscht werden. Mit unserem Tod nicht, nicht im Himmel und auch nicht auf der Erde - und erst recht nicht durch eine anonyme, namenlose Bestattung. Wir bleiben in Erinnerung bei Gott und bei den Menschen, die uns kannten und denen wir wichtig waren. Doch nicht wenige Menschen sterben – auch ganz in unserer Nähe -, und niemand bekommt davon etwas mit, niemand kümmert sich um eine Beerdigung, niemand ist verantwortlich. Menschen werden so mit ihrem Tod ein Fall für die Behörde, die nur für eine schlichte Beisetzung sorgen muss. Oft gibt es dann keine Trauerfeier, kein Ritual, mit dem diese einsam Verstorbenen begleitet werden.

Eine kleine treue Gemeinde setzt dem etwas entgegen. Menschen aus Lüdenscheid und Umgebung, denen einsam und unbedacht verstorbene Menschen der Stadt nicht unwichtig sind. Sie feiern als ökumenische Gemeinde „Gottesdienste für Unbedachte“. Seit 2008 kommen Menschen zusammen und feiern Abschied:

die Namen der Verstorbenen werden verlesen, eine Kerze wird für jeden und jede Verstorbene entzündet, es wird gebetet und gesungen.

Ein Erinnern findet statt: so sitzen dann in der Kirche Menschen, die die Verstorbenen als Nachbarn und Freund kannten, aber auch viele, die diese Verstorbenen nicht kannten, die in der Feier ihren Namen hören. Durch all diese Menschen wird das Versprechen, das Gott uns gemacht hat, lebendig: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein“. Wir bleiben in Erinnerung, auf ewig! Bei Gott und den Menschen.

Ewigkeitssonntag

Gummibärchen, Pflaster, „Heile, heile Gänschen“ singen – und ganz wichtig: Pusten! Das hat eigentlich immer geholfen, wenn unsere Kinder getröstet werden mussten, als sie noch klein waren. Trösten ist gar nicht so schwer – wenn man weiß wie. Zumindest bei den Kindern. Und wie sieht es mit uns Erwachsenen aus? Was tröstet Sie und mich, wenn wir Kummer, Sorgen, Schmerzen haben oder trauern?

Trostangebote gibt es viele. Auch solche, die man kaufen kann: Trostschokolade, Trostbücher. Oder man greift zur Flasche, um Trost im Alkohol zu finden. Was schenkt Ihnen Trost? Umarmungen und gute Worte von Menschen sind wichtig, ganz klar. Aber was, wenn sogar das nicht hilft?

Die Suche nach Trost ist so alt wie die Menschheit. Deshalb wundert es nicht, dass es in der Bibel immer wieder um Trost und um das Trösten geht. Das Buch der Bücher wird ja nicht umsonst auch das „Trost-Buch“ genannt.

Im 2. Korintherbrief 1,3 schreibt der Apostel Paulus sogar: „Gott ist der Gott allen Trostes!“ Eine ziemlich steile Behauptung: Nur einer hat „die Lizenz zum Trösten“! Und das soll Gott, der Vater von Jesus Christus sein?! Woher kommt dieser Anspruch? Ist das nicht ein bisschen – anmaßend von Paulus? Es gibt doch so viele Heilsbringer, Gurus und Propheten, die Ähnliches behaupten.

Gleich auf den ersten Seiten der Bibel gibt es Antwort, warum Paulus so vollmundig behaupten kann, dass Gott, der Vater von Jesus Christus, der Gott allen Trostes ist! Gott hat alle Menschen geschaffen. Deshalb kennt er Sie und mich wie kein anderer und kann genau den Trost geben, den wir brauchen.

Stellt sich die Frage: Wie tröstet Gott? Im Alten Testament bei Jesaja 66,13 habe ich ein schönes Bild dafür gefunden: „Gott spricht: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet!“

Sicher tröstet Gott nicht mit Gummibärchen, Pflaster und „Heile, heile Gänschen“! Gottes Trost ist aber in jedem Falle ein von ganzem Herzen kommender Trost. Genau auf mich zugeschnitten. Das kann ein Mut machender Gedanke sein; das Lächeln eines Fremden; ein Lied; eine Umarmung; ein Bibelwort; das Gefühl von Frieden und Ruhe; und noch vieles mehr. Oft bemerken wir gar nicht, dass es letztlich Gott ist, der uns da gerade getröstet hat.

Interessant ist übrigens, dass die Begriffe: Trost und Vertrauen denselben gotischen Wortstamm haben, nämlich: „trausti“ – und das bedeutet: etwas, woran man sich halten und worauf man sich verlassen kann. Und man kann es auch übersetzen mit: fest, stark, treu!

Mütter sind irgendwann nicht mehr da zum Trösten – Gottes Trost bleibt ewig! Daran kann der Ewigkeitssonntag erinnern.

Grabt Brunnen, bevor der Durst kommt…

Veranstaltung der Pfarrei St. Medardus am Christkönigstag

Dieser Satz elektrisierte uns, damals zur Jahrtausendwende. Er war der Titel eines Aufsatzes von P. Hermann Schallück, einem Franziskaner und damaligen MISSIO – Präsidenten. Wir suchten in dieser Zeit für eine neue Veranstaltungsform Konzept und Namen; die katholischen Pfarreien Lüdenscheids und das Katholische Bildungswerk wollten einmal im Jahr zu einer größeren Veranstaltung einladen.

An der Schwelle zum Dritten Jahrtausend wurde das Spannungsverhältnis, in dem Christen leben, besonders deutlich: im bereits begonnenen, aber doch noch werdenden Reich Gottes, im Schon

und noch Nicht, - in einer Wendezeit, in einer Zeitenwende. Und hier kam der Aufsatz Schallücks ins Spiel, mit dem Untertitel „Plädoyer für eine nachhaltige missionarische Spiritualität“. Das Wort von der Nachhaltigkeit war in aller Munde. Jede Entwicklung musste sich daran messen lassen, ob sie „nachhaltig“, also zukunftsfähig ist. Ohne Nachhaltigkeit keine Zukunft! Diese Erkenntnis wollten wir mit unserer Reihe auch auf die Kirchen und die christliche Spiritualität übertragen. Auch sie sollte „nachhaltig“ sein, also Gegenwart und Zukunft verantwortungsbewusst und solidarisch mitgestalten.
„Spiritualität“ meint das geistliche Leben der Christen. Meint auch, dass aus dem geistlichen Leben Taten folgen. Aus dem Menschen drängt das heraus, wovon sein Herz voll ist (Paulus). Der Referent des Vortrags 2002, der Wiener Theologe Paul Michael Zulehner, bezeichnet die Spiritualität als „Verwirklichung des Glaubens unter konkreten Lebensbedingungen“. Christen überzeugen mit ihrem Glauben, wenn sie ihm Taten folgen lassen.

2003 luden wir unseren neuen Bischof Felix Genn ein, der bald darauf feststellte: Die Zeit der Volkskirche ist zu Ende. Das gilt heute umso mehr: die Kirche der Zukunft darf sich nicht selbst genügen und in einer gesellschaftlichen Nische vor sich hindümpeln. Sie muss ausstrahlen, um zukunftsfähig zu sein. Missionarische, zukunftsfähige Christen müssen die Konturen einer neuen Welt, einer solidarischen Gesellschaft und geschwisterlichen Kirche sichtbar machen. Am besten nicht nur durch Worte, sondern durch Taten!

„Grabt Brunnen…“ versucht jedes Jahr, Hilfen zu geben, die die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit in ihren Alltag nehmen: über die sie mit anderen ins Gespräch kommen können, die sie ermutigen und Hoffnung schenken. Hoffnung als die Fähigkeit, sich für etwas einzusetzen, weil es gut ist – und nicht nur, weil es unbedingt Erfolg verspricht. Diese Hoffnung – so zitierte P. Schallück

damals Vaclav Havel- „zieht ihre Kraft nicht aus der Überzeugung, dass wir glänzende Ergebnisse vorweisen werden, sondern aus einer von Erfolgskalkulationen unabhängigen Gewissheit, dass etwas sinnvoll ist“.

Was Havel meint, illustrierte bei der Veranstaltung 2011 überzeugend der „kleine Bruder“ Andreas Knapp: er berichtete von seinem Leben als Arbeiterpriester, Seelsorger, geistlicher Begleiter und faszinierte mit einem „Glauben, der nach Freiheit schmeckt“. Er machte damit noch ein weiteres Anliegen der Reihe deutlich: es geht nicht in erster Linie um die klassischen „heiligen Orte“ wie Kirchen oder Klöster, einsame Orte und Stille – sondern eher um den Alltag, um Orte wie Wohnzimmer, Arbeitsplatz, die Warteschlange an der Kasse, mitten im Gewühl von Menschen.

Deswegen ist auch der Veranstaltungsort von „Grabt Brunnen…“ in der Regel der „Markt“ der Stadtbücherei, also einer der wichtigen Kommunikationsorte der Lüdenscheider. Und deswegen steht auch in der von Musik umrahmten Veranstaltung nicht nur das Thema des Referenten im Blickpunkt, sondern auch der Mensch – als Gesprächspartner auf der Couch.

Christkönigsfest

Am letzten Sonntag des Kirchenjahres, im November eines jeden Jahres, berührt mich dieses Fest, das in der evangelischen Kirche Ewigkeitssonntag heißt, in besonderer Weise.

Wenn wir in unseren Tagen an Könige denken, fallen uns die Herrscher mit und ohne Thron ein, ihre Eigenheiten, ihre Affären, ihre Herrschsucht, aber auch ihre Vornehmheit, ihre Repräsentationspflichten, ihre karitativen Ideen und Aufgaben. Auch Königinnen beherrschen vor unseren Augen die Klatschseiten der bunten Blätter, und Thronfolgerinnen und -folger warten auf ihren Auftritt.

Aus vielen Märchen sind Könige und Königinnen nicht wegzudenken, sie herrschen gut oder böse, stellen lösbare oder unlösbare Aufgaben und verheiraten ihre wunderschönen Königstöchter an tapfere Königssöhne oder dahergelaufene Zufallsgäste.

Sprachlich bedienen wir uns des Begriffs „König“ bei König Fußball, bei sportlichen Königsdisziplinen, bei fürstlichen Speisen und königlichem Geschmack, wenn wir Superlative ausdrücken wollen, wenn wir von Großem, Wichtigem und Köstlichem schwärmen oder wenn wir musikalisch mal davon träumen, `König von Deutschland´ zu sein, um königlich handeln zu können.

Wie passt das zusammen mit unserem Bild von Jesus Christus, den wir mit dem Fest Christkönig ehren und feiern?
Wie ganz anders ist und war doch dieser König Christus, als er vor zweitausend Jahren in Israel/Palästina lebte! Dieser Jesus hat doch so gar nichts von solchen Königen an sich, wie sie heute durch unsere Gedanken, Träume und durch unser Leben „geistern“.
Jesus Christus, der ganz andere König!

Der Lebensweg Jesu von der Krippe im Stall bis zum Holz des Kreuzes ist ein königlicher Weg. Der neugeborene „König der Juden“ wurde gesucht und gefunden von den Weisen aus dem Morgenland. Die frühen Christen kannten die alttestamentlichen Texte, die auf den Messias hinwiesen und von königlichen Geschenken berichteten, und deuteten deshalb die Besucher an der Krippe als Könige. Als Ebenbürtige huldigten sie dem königlichen Kind, das in Armut und am Rande der Zivilisation geboren in einem Stall, von ihnen als Messias erkannt wurde. Das königliche Kind wurde besucht von einfachen, am Rande der Gesellschaft lebenden Hirten und von weither gereisten heidnischen Gelehrten und Königen. Heiden erkannten den Messias, und der heidnische Pontius Pilatus fragte Jesus am Ende seines irdischen Lebens im Verfahren vor der Kreuzigung: „Bist du der König der Juden?“ Jesus bejahte diese Frage und entgegnete, seine Königsherrschaft sei nicht von dieser Welt. Er bestätigte den Königstitel, was den Statthalter des Kaisers dazu bewog, am Kreuz ein Schild anzubringen: „Jesus von Nazareth, König der Juden.“

Jesus Christus, der ganz andere König! Ein König nicht im Purpurmantel, sondern mit einem roten Spottmantel, ein König nicht mit wertvoller Krone, sondern mit einer Dornenkrone! Jesu Königsherrschaft ist nicht von dieser Welt. Und doch ist für die, die mit den Augen des Glaubens schauen, im Hingerichteten am Kreuz die Königswürde sichtbar. So ist der Gekreuzigte bereits der Gesalbte, der Christus, der Messias.

Königlicher Besuch nicht nur an der Krippe, sondern unter dem Kreuz - ein königliches Erlebnis berührt mich am Christkönigsfest: die Legende vom vierten König, nach einer russischen Legende von Edzard Schaper erzählt.

In dieser Legende kommt der vierte König erst unter dem Kreuz an, nachdem er ein Leben lang zu Jesus unterwegs ist und seine Gaben, drei Rubine, rot leuchtende Edelsteine für den neugeborenen König, an Arme verschenkt, die er auf seinem Weg trifft und die seiner Gaben und Zuwendung und Hilfe bedürfen. Er trägt die Lasten der Menschen, pflegt Kranke, tritt für Benachteiligte und Schutzlose ein. Alt und grau geworden kommt er in Jerusalem unter dem Kreuz an. Diesen vierten König trifft der Blick des Gekreuzigten, und er erkennt in diesem Blick, dass er das Ziel erreicht hat, zu dem er sein Leben lang unterwegs war: Jesus Christus.

„Alles Leid, alle Qual der Erde musste dieser Mensch in sich gesogen haben, so empfindet der vierte König diesen Blick Jesu.

Aber auch alle Güte und eine grenzenlose Liebe atmen aus seiner Gestalt, die noch in der Entstellung des Schmerzes voller Würde ist. Seine Hände sind wegen der Nägel in den Handgelenken gekrümmt, und doch leuchtet es wie ein Strahlen aus diesen Händen, wie eine geheimnisvolle Kraft, die von dort ausgeht. Der vierte König sinkt in die Knie und streckt ihm, dem König über Zeit und Ewigkeit, seine leeren Hände zum Kreuz entgegen.
Da fallen, so erzählt die Legende, drei Tropfen Blut in die offenen Hände des vierten Königs. Sie sind leuchtender als seine drei Edelsteine."

Jesus Christus, den ganz anderen König, feiern wir am Christkönigsfest und ehren ihn mit unseren geöffneten und leeren Händen, damit er sie uns füllen kann und wir seine Gaben mit anderen teilen. So erwarten wir die Königsherrschaft Jesu Christi, die nicht von dieser Welt ist, sondern auf die Ewigkeit hinweist.

Die Texte dieses Buchs stammen von

Hans- Georg Ahl
Albert O. Akohin
Dr. Peter Böhlemann
Thorsten Brinkmeier
Claudia R. Bruns
Giuseppe Caracciolo
Monika Deitenbeck- Goseberg
Brigitte Denger
Dieter Dzewas
Hans Ferkinghoff
Markus Geisbauer
Martin Gossens
Vinzent Graw
Winfried Härtel
Dr. Katja Heering
Gerd Henrich
Sigrid Hülle –Majoress
Marianne Kindermann
Brigitte Kölling
Annedore Krämer
Sabine Langenbach
Arnd Lüling
Klaus Majoress
Maria- Luise Markgraf
Eva Müller
P. Dr. Rolf D. Pfahl SJ
Pavica Planinc
Holger Reinhardt
Achim Riggert
Florian Rosenthal
David Schmidt
Volker Schöbel
Mary Sherburne
Gesine Trester
Bettina vom Brocke
Monika Welling
Ramona Winkler – Rudzio

Martin Ahlhaus
Catharina Bluhm
Mechthild Börger
Johannes Broxtermann
Heiner Bruns
Britta Däumer
Markus Deitmerg
Sabine Drescher
Barbara Fahl- Njayou
Marita Franzen
Beate Gies
Reiner Gremmels
Eva Gusik
Regina Hase-Hempler
Jutta Hellmann
Johanna Henrichs
Jürgen Jerosch
Bärbel Klink
Friedemann Kölling
Marianne Krause
Severin Laumann
Nicole und Andreas Lyra
Martina Margeit
Stephan Markgraf
Michael Pahl
(Pater Gregor OPraem)
Rolf Puschkarsky
Sabine Riddermann
P. Clemens Rogge OSB
Patrick Schnell
Elisabeth Schmidt
Petra Schulz
Andreas Stawinski
Simon Veerkamp
Günther Weiß
Bärbel Wilde

Fotonachweis

Johannes Broxtermann:
S. 11, 19, 31, 65, 69, 86, 102, 140, 145, 148-152, 155, 159, 165, 170, 177, 181, 183, 188, 189, 195, 204, 217, 239

S. 31:	Weihnachtskrippe aus Malawi (Afrika) – im Pfarrhaus von St. Medardus
S. 65:	„Himmelsleiter“ beim Kreiskirchentag 2012 in Lüdenscheid
S. 145:	„Himmelfahrt“ auf dem Rathausplatz beim Kreiskirchentag
S. 148- 150, 155:	bei einer Firmfeier
S. 152:	Gäste aus Guatemala bei einer Art Erntedankritus in St. Joseph und Medardus
S. 165:	Eine der Stationen des „Gebetsgartens“ beim Kreiskirchentag
S. 170:	Ausstellung von Trachten des Lüdenscheider „Migrationshintergrunds“ im Museum Am Sauerfeld
S. 181:	Bild „Jesus segnet die Kinder“ (von Manfred Boiting) in der Kita „Die Arche“
S. 188:	Ausschnitt der Plastik „ Albertus Magnus“ (von BeatePeilert)
S. 195:	bei einem Konzert der Heinrich- Schütz- Kantorei
S. 204:	Ergebnis einer „Weihnachtsbastelei“ bei einem Lüdenscheider Gemeindebasar

Markus Geisbauer:
S. 15, 24, 26, 41, 49, 56, 60, 63, 71, 77, 81, 87, 98, 109, 111, 113, 116, 118, 133, 135, 141, 167, 174, 192, 202, 220, 224, 228, 231, 233, 237, 242, 245, 248

S. 60:	Großes Plakat von gott.net hoch über dem Sauerfeld
S. 81:	Bei einer interreligiösen Begegnung in der Moschee am Lehmberg

S. 98:	Station des Bußgangs in der griechisch-orthodoxen Kirche
S. 114:	Abendmahlsbild in Maria Königin
S. 118:	Kreuz auf dem Gebetsberg Wislade
S. 135:	Figur des hl. Josef im „Haus St. Josef“, Gartenstraße
S. 141:	Collage von Markus Geisbauer, „Titelbild“ beim Europatag am 12.5.2012 im Lüdenscheider Rathaus
S. 202:	Auch ein Symbolbild der Diakonie/Caritas: Geteiltes und verteiltes Brot (wird nach der Fronleichnamsprozession verteilt)
S. 220:	auf dem Gebetsberg Wislade
S. 237, 242:	Gottesdienst zum Thema „Tod“ der Jugendkirche Über.dacht
S. 245:	„Der brennende Dornbusch“, Gott mitten in der Welt: Gebetsberg Wislade

Martin Gossens, Addis Abeba (Äthiopien):
S. 38, 50

Gott.net:
S. 200

Thomas Keil:

S. 54	Lüdenscheider Sternsinger bei einem Treffen in Mainz

Gabriele Kempa:
S. 14, 29, 36, 44, 95, 125, 138, 161

S. 29, 44, 95:	Symbole aus der katechetischen Arbeit u.a. mit Firmlingen
S. 125:	Osterkerze in St. Petrus und Paulus
S. 161:	Tabernakel in St. Joseph und Medardus

Landeskirchliches Archiv der
„Evangelischen Kirche von Westfalen“:
S. 21, 46, 93, 129, 207, 222

S. 21:	Tür an der Christuskirche
S. 46:	Rosette der Christuskirche
S. 93:	Brotvermehrung – Skulptur in der Johanneskirche
S. 129:	Bild der Emmausjünger über dem Eingang der Auferstehungskirche
S. 207:	Engel, Johanneskirche
S. 222:	Fenster der Reformatoren, Kirche in Brügge

Klaus Majoress:
S. 33 Relief aus dem Erfurter Mariendom

Lukas Sausen:
S. 185 Morgen bei einem Stammeslager der DPSG

Günther Weiß:
S. 9, 123, 157, 163, 172, 212, 213

S. 157:	Firmung mit Weihbischof Ludger Schepers
S. 163:	Einladung zum „Familientreffen mit Gott“ am 30.9.2012 anlässlich der FAMO (Plakat von gott.net)